

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **94 (2015)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ILI 166: Nr. 4 (2015)

ZS

Zürcher Studierendenzeitung

18.09.2015

#4/15



AZR
8001 Zürich



Mannsweib Jenseits von Er und Sie

Margrit Meyer Kälin
Zentralbibliothek Zürich
Tausch- und Geschenkstelle
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

651 /

Langwierig
Des Rektors
Reform

Literaturschmiede
Schreiben
studieren in Biel

Lahme ETH
Wo bleiben die
Professorinnen?



Musik in den Ohren...

10% Rabatt auf den Tiefstpreis!



HP Students Store

Erfolgreich sein im Studium, in der Schule oder in der Ausbildung?
Kein Problem mit den passenden Produkten von HP!

- Kostenloser und unverbindlicher Zugang zum exklusiven HP Students Store.
- Spezialkonditionen auf das grösste HP Portfolio der Schweiz.
- Kompetente telefonische Beratung.
- Kostenlose Lieferung innerhalb 24h-48h bei Lagerware.

Jetzt anmelden und vom einmaligen
10%-Rabatt profitieren:

www.hp.com/ch/students

Gutscheincode: **ZS15**

Gutschein gültig bis 31.10.15 – einmalig und nur für den Privatgebrauch einlösbar.

Wir offerieren dir den besten Preis
mit HP Tiefstpreisgarantie!

**Best
PRICE
Guarantee**

ZS #4/15 — 18.09.2015



6—7 Hengartners Reform

Die Reformpläne des Rektors stossen auf Kritik. Was sich an der Uni trotzdem ändern wird.

9 Muttermilchspende

Darf die Uni Geld von Fremden annehmen? Ein Muttermilch-Lehrstuhl entfacht die Diskussion neu.

10—11 Entwerfende Frauen

Warum es an der ETH so wenige Architekturprofessorinnen gibt – und warum nichts dagegen getan wird.

14—23 Penis im Blümchenkleid

Ein Geschlecht geht um! Weshalb Gender noch immer ein Reizwort ist.

28—30 Literatur vom Fließband

In Biel werden die Bestseller von morgen geschrieben. Kann man Schreiben lernen?

5 Impressum 5 Editorial 8 VSUZH

12 Truog erklärt die Welt

12 Public Relations 13 Senf

25 Humans of UZH 26 Fahr zum

Teufel! 26–27 Kulturspalten

Die Rabattkarte für Filmlovers.



Jedes reguläre Kinoticket 5 Franken günstiger.

Auch unsere Partner sind Filmlovers:



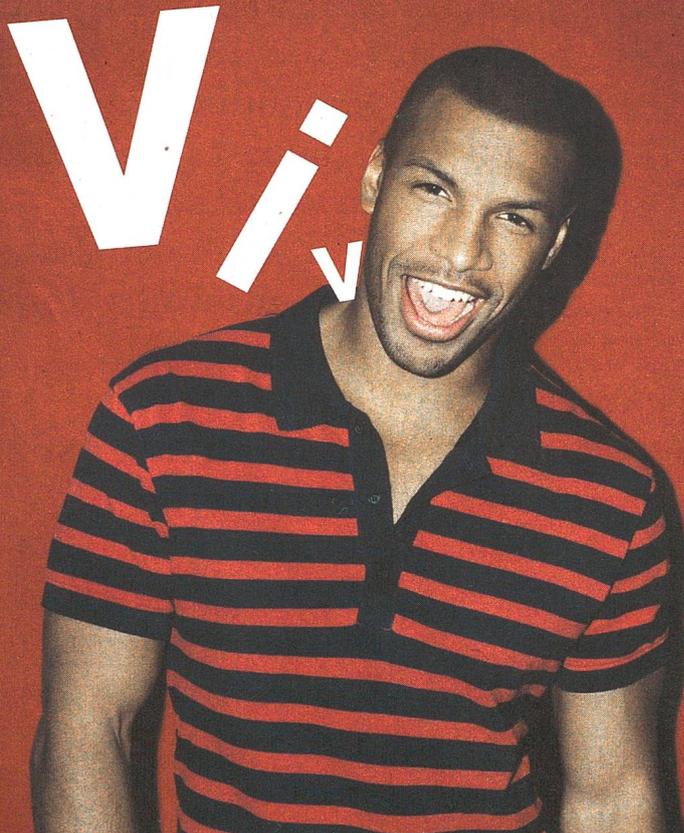
TagesAnzeiger



Mit der Kinokarte.ch bargeldlos und günstiger in Zürich in alle Arthouse Kinos und ins Riffraff. Erhältlich über www.arthouse.ch oder an jeder Arthouse Kinokasse.



CREDIT SUISSE



Mehr Freiheit, mehr Kino,
mehr Musik:
Das Viva Banking Paket.

Die Viva Banking Pakete ermöglichen Ihnen nicht nur finanzielle Freiheit, sondern öffnen Ihnen auch das Tor zur attraktiven Viva Erlebniswelt: Viva Movie Days, Energy Red Session, Swiss Music Awards, Universal Music Streaming und vieles mehr. Noch kein Viva Banking Paket? Jetzt eröffnen und mehr erleben.

credit-suisse.com/viva

Das Banking-
Paket für
Jugendliche und
Studierende

viva

Access All Areas

Zürcher Studierendenzzeitung
93. Jahrgang
Ausgabe # 4 / 15
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Sonja Schmidli
redaktion@medienverein.ch

Inserate
Zürichsee Werbe AG
Seestrasse 86 – Postfach, 8712 Stäfa
044 928 56 03
cornelia.koroma@zs-werbe.ch
Inserateschluss # 5 / 15: 12.10.2015

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'500 (WEMF 2013), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung
erscheint 6-mal jährlich und wird an alle
Studierenden der Universität Zürich sowie an
einen Teil der ETH-Studierenden verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur
nach Absprache mit der Redaktion möglich.
Die ZS wird von Studierenden produziert, sie
ist von der Uni unabhängig und finanziert
sich ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 5 / 15: 11.10.2015

Redaktion
Laura Cassani [lac], Severin Frohofer,
Nina Kunz, Michael Kuratli [mik],
Juliana Maric [jum], Andreas Rizzi,
Hanna Stoll [hst], Simon Truog,
Dominique Zeier

redaktion@medienverein.ch

Layout
Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit
Adelina Gashi [aga], Stefan Meier, Basil
Noser [ban], Redaktion der RosaRot

Bilder und Illustrationen
Anna Dettwiler, Nina Fritz, Ana Hofmann,
Michael Kuratli, Basil Noser, Maya Wipf

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragkillerin.ch)

Produktionssong # 4 / 15
Lo & Leduc – Jung verdammt



Nationalfrauschaft — «Wo kommen wir denn hin, wenn es keine Frauen und Männer mehr gibt? Totaler Genderwahn!» So polterten wir beim Mittagessen in der Mensa und ernteten kritische Blicke vom Nebentisch. Das Thema der Ausgabe ist «Gender» – daher übte sich die Redaktion in den Argumenten derer, die sich die Sache etwas zu einfach machen.

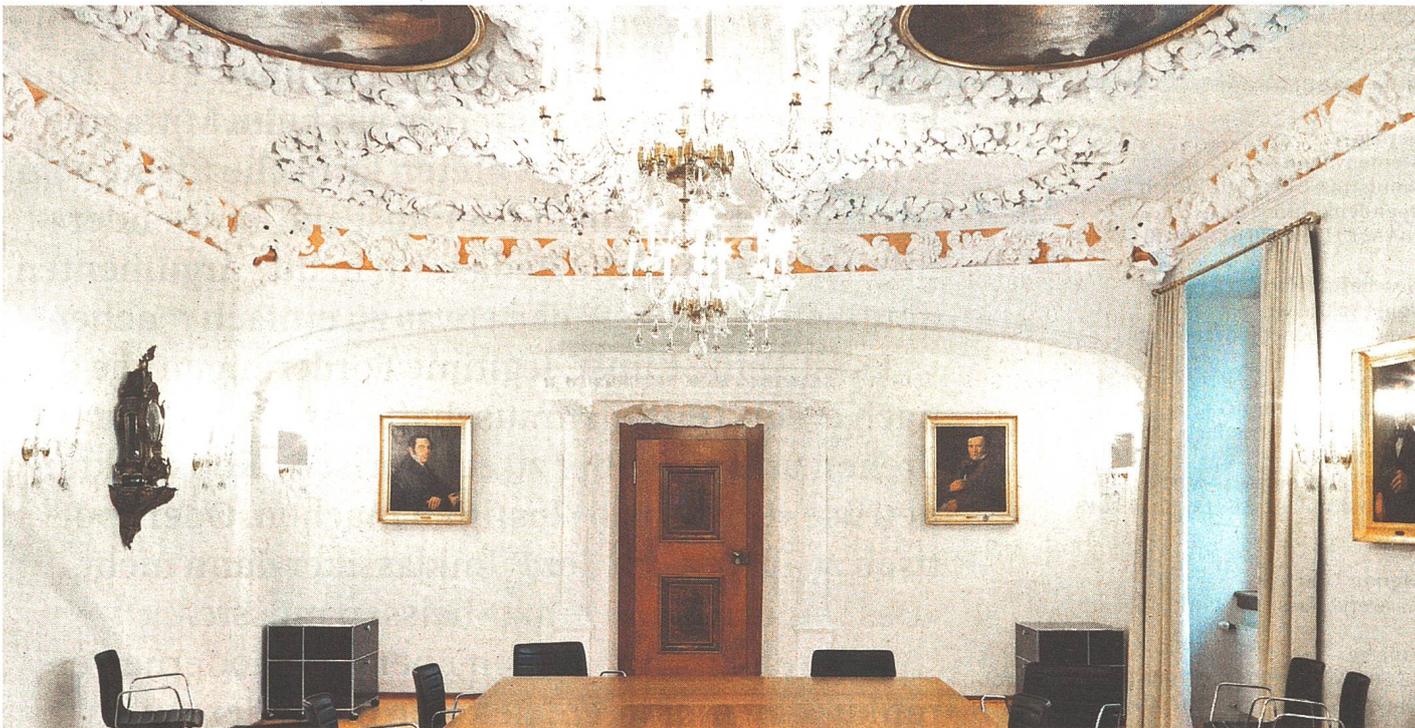
Es ist keine Kunst, legitime Forderungen wie die nach einer «Nationalfrauschaft» ins Absurde zu drehen und sich über zu euphorische Konstruktionen wie «Coiffeusin» lustig zu machen. Oder spöttisch zu fragen, ob der Filmklassiker dann nicht «Das mit dem Wolf tanzt» heissen müsste.

Während sich die einen über postmoderne Verrenkungen mokieren, nehmen die anderen den groben Stammtisch-Onkel hoch, der noch nie von «Gender» gehört hat. So kommen wir nicht weiter. Es braucht andere Sichtweisen, wie beispielsweise die des Geschlechterspezialisten David Garcia oder des Transform-Menschen Anestis (ab S. 14).

Das Thema ist auch als Reaktion auf unser letztes Cover zu verstehen: Es zeigte eine Frau im Bikini. Wir haben selten so viele Rückmeldungen auf ein Titelblatt erhalten. Und tatsächlich: Die Nacktheit unseres Cover-Models war etwas am Ziel vorbeigeschossen. Auch in dieser Ausgabe werden Körper ohne Kleider abgebildet – nur dieses Mal mit einer genau ins Visier genommen Botschaft: Über Geschlecht lässt sich nicht nur intellektuell grübeln, es manifestiert sich täglich an unser aller Körper.

Nina Kunz, Redaktionsleiterin





«Das ist kein Masterplan»

Letztes Jahr stellte der Rektor seine Reformpläne vor. Mit der drastischsten Änderung stiess er auf taube Ohren.

Nina Kunz (Text)

und Maya Wipf (Bild)

Rektor Hengartner war erst wenige Monate im Amt, doch scheute er sich nicht, gleich eine umfassende Reform anzupacken. Es machte den Anschein, als wolle er dem angeschlagenen Image der Universität mit einem Modernisierungsplan entgegenwirken. Die sieben Fakultäten, die Studierenden, der Mittelbau und die Privatdozierenden hatten bis Ende Januar 2015 Zeit, sich im Rahmen eines Vernehmlassungsverfahrens zu seinen Plänen zu äussern – im April lag eine erste revidierte Version vor. Da diese noch immer auf Kritik stiess, wurde eine weitere Runde durchgeführt, in der alle Beteiligten Änderungsanträge stellen konnten.

Zurzeit befindet sich die Reform in der zweiten Lesung – es gehe hierbei jedoch nur noch um das «Fine-Tuning». «Die schwierigen Fragen der ersten Lesung konnten geklärt werden», sagt der Rektor. Läuft alles nach Plan, so werden Mitte 2016 die rechtlichen Grundlagen für die Reform im Universitätsgesetz verankert sein. Obschon Hengartner mit zahlreichen Ideen auf Resonanz gestossen ist, wurde das Kernstück der Reform abgelehnt. Die ZS konfrontiert Hengartner mit der Kritik an seiner Reform.

1. Neue Struktur der Unileitung (UL)

Die Reform sah vor, dass alle sieben Dekaninnen und Dekane von der erweiterten Universitätsleitung (EUL) in die UL

aufsteigen – mit dem Ziel, die Zusammenarbeit unter den Fakultäten zu stärken. Rasch wurde Kritik laut, die EUL verkomme so zu einem Scheingremium. Nun ist klar, dass Hengartner mit dieser Idee aufgelaufen ist. So zeigte sich Andreas Jucker, Dekan der Philosophischen Fakultät, besorgt über die Arbeitsbelastung der Dekaninnen und Dekane und konstatierte, dass es schwierig sein würde, Personen für den Job zu finden.

Herr Hengartner, sind Sie enttäuscht, dass die Dekaninnen und Dekane nicht in die UL kommen?

Nein, ich gehe lieber 80 Prozent der Strecke mit allen als 100 Prozent alleine.

Sie wollten mit der Neugestaltung der UL die Uni lenkbarer machen. Ist dieser Plan nun gescheitert?

Es ist noch immer meine Überzeugung, dass die Fakultäten stärker zusammenarbeiten müssen. Daher versuchen wir nun, kleinere Schritte in die ursprünglich angestrebte Richtung zu gehen: Wir laden monatlich alle Dekaninnen und Dekane zur sogenannten Strategie-Sitzung ein.

Für Aussenstehende schien es, als wäre dies der Kern der Reform gewesen. Was bleibt jetzt noch von ihr übrig?

Alles Andere. Hinter der Reform steckt kein einheitlicher Masterplan, wie Sie

suggestieren. Wir haben damit einfach Dinge in Angriff genommen, die sowieso angestanden sind.

2. Direktorium Medizin

Zurzeit sind drei Prorektorate in der Universitätsleitung vertreten. Neu soll ein Direktor oder eine Direktorin Medizin dazukommen. Die Schaffung dieses Postens wurde im Vernehmlassungsverfahren gutgeheissen und ist bereits im Universitätsgesetz verankert. Die Details (beispielsweise, wie das Nominierungsverfahren geregelt wird) müssen nun jedoch noch diskutiert werden.

Das Direktorium Medizin kommt. Ist die Medizin dann nicht übervertreten?

Das könnte man durchaus so sehen. Aber es gab ja den Vorschlag, alle Dekaninnen und Dekane in die Universitätsleitung aufzunehmen – was keine Mehrheit fand.

Direktorium und Dekanat Medizin wären in einer Person vereint. Ist dies nicht eine Überbelastung?

Sie haben Recht, dass eine Person nicht beide Funktionen voll übernehmen kann. Sie wird also gewisse Dossiers delegieren müssen. Aber die Arbeit ist nicht komplizierter als die des Rektors. Mit diesem Argument könnte man meinen Job nicht machen, und der ist noch ein Pipifax, verglichen mit der Arbeit eines Bundesrates oder gar eines Barack Obama.

3. Neudefinition der Stände

Bisher sind drei Stände mit je zwei Stimmberechtigten in der EUL vertreten: die Studierenden, der Mittelbau und die Privatdozierenden. Hengartners Reform sieht vor, dass neu die Studierenden, der wissenschaftliche Nachwuchs, die wissenschaftlichen Mitarbeitenden und das administrativ-technische Personal die Stände bilden. Als offizieller Stand wird der Mittelbau also abgeschafft und durch die beiden Kategorien wissenschaftlicher Nachwuchs und wissenschaftliche Mitarbeitende ersetzt. Die Privatdozierenden (PD) wird es als Stand in Zukunft auch nicht mehr geben.

Warum wird der Mittelbau in zwei Teile getrennt, während die Studierenden weiterhin nur einen Stand haben? Wir werden dadurch entmachtet.

Der Mittelbau wird nicht in zwei Teile ge-

teilt, denn das ist er heute schon: in Mittelbau und Privatdozierende. Neu wird die Verteilung einfach sauberer geregelt sein. Wer unbefristet bei uns angestellt ist (Mitarbeitende), hat andere Anliegen als Doktorierende, die uns nach der Dissertation wieder verlassen (Nachwuchs). Man könnte höchstens sagen, dass die Studierenden weniger Macht haben, weil sie nun einer von vier statt von drei Ständen sind, weil das administrativ-technische Personal neu auch einen Stand bildet.

4. Neue Regelungen für die Habilitation

Hand in Hand mit der Neugestaltung der Stände geht die Neuregelung der Habilitation. Bisher war die Habilitation an der Universität Zürich mit einer Lehrverpflichtung verknüpft – wer seinen Titel als PD behalten wollte, musste Kurse anbieten. Fortan soll dieser Titel auf Lebzeiten vergeben werden; das Recht auf Lehre, aber auch auf Entschädigung entfällt. Wer auf freiwilliger Basis unterrichten möchte, hat weiterhin die Erlaubnis dazu. Verschiedene Parteien äusserten sich kritisch zu diesem Vorschlag, jedoch führte dies nicht zu einem Umdenken; die Änderung wird implementiert. So schrieb die Vereinigung der Privatdozierenden, es gebe «begründete Befürchtungen», dass mit dem Vorschlag «ein Verlust der Lehrqualität einhergehen könnte».

Geht mit der Änderung nicht eine gewisse Lehrdiversität verloren?

Ich glaube nicht. Aber ich muss erklären, warum wir den Stand der Privatdozierenden neu definieren mussten. Es war eine Reaktion auf einen Bundesgerichtsentscheid, der feststellte, dass Lehraufträge Kettenverträge und daher illegal sind. Nun werden sie als Lehranstellungen deklariert. Wir werden gleich viel Geld wie vorher in diese Anstellungen investieren, um die Lehrdiversität zu gewährleisten.

Aber es gibt keine Garantie, dass die bisherigen PDs nun eine Anstellung bekommen?

Gab es früher auch nicht. Was wegfällt, ist nur die Pflicht, quasi gratis zu lehren. Wir hoffen, dass viele weiterhin lehren – denn die Motivation war bisher klar intrinsisch.

Warum wird der PD-Titel neu lebenslanglich vergeben?

Ich nehme Ihnen auch nicht den Master-Titel weg, nur weil Sie nicht in der For-

schung bleiben. Eine Habilitation an der Universität Zürich ist eine Bestätigung für eine Qualifikation, die nicht an eine Lehrverpflichtung gebunden sein soll. Zudem kann es nicht sein, dass wir jeder Person, die an der UZH habilitiert wird, ein Recht auf Anstellung geben. Die Institute überlegen es sich so dreimal, wen sie eine Habilitation schreiben lassen.

5. Neuregelung Titularprofessur

Hengartners Reform sah vor, dass auch externen Personen der Titel des Titularprofessors oder der Titularprofessorin vergeben werden kann. Also beispielsweise einem Spezialisten, der hauptamtlich nicht an der Universität tätig ist. Dieser Vorschlag wurde abgelehnt – nun wird nach einem neuen Titel für diese Personen gesucht. Die Vereinigung der Privatdozierenden brachte die an der Idee geäusserte Kritik auf den Punkt: «Um den Verdacht von «Gefälligkeitsprofessuren» zu vermeiden, muss die Vergabep Praxis transparent und nach akademischen Kriterien erfolgen.»

Warum wollen Sie Personen, die sich nicht habilitiert haben, diesen Titel geben?

Weil die Habilitation in verschiedenen Disziplinen und Ländern nicht mehr das Standardverfahren ist. Wenn wir den Titel selbst vergeben können, sind wir kompetitiver und können die besten Leute an die Uni binden.

Zuletzt noch zu einem weiteren Punkt, der für Irritationen gesorgt hat. Die Reform sah vor, dass abtretende Rektorinnen und Rektoren (vor dem Pensionsalter) eine ad personam-Professur erhalten.

Das haben wir inzwischen herausgenommen. Aber es ging darum: Was macht eine Rektorin, wenn sie vor dem Pensionsalter das Amt weitergibt? Wenn ich einen guten Job mache, wird die UZH mir wohl nach meiner Amtszeit etwas anbieten – wie dies bisher gehandhabt wurde. Und falls ich drei Millionen hinterziehe, dann sollten wir uns so oder so besser trennen. Also lieber keine Regelung als eine, die Rektoren für einen Gau belohnen würde.

Haben Sie denn drei Millionen aus universitären Forschungsmitteln veruntreut?

(lacht) Nein, Gott bewahre!◇



Die Siegerteams und das OK des letztjährigen Sporttages

Spiel, Sport, Spaß – Der VSUZH schafft Campusgefühl VSUZH-Sporttag 2015.

Elisa Papathanassiou (Text)

Fast ein Jahr ist es nun her, dass der VSUZH den universitären Sporttag ins Leben gerufen hat. Gute Laune, grosser Ehrgeiz und glückliche Siegerteams zeichneten den Sporttag 2014 aus. Nun greift der Verband der Studierenden auf Altbewährtes zurück und führt diesen sportiven Event am Samstag, 10. Oktober 2015 im Sport-Center Irchel zum zweiten Mal in Folge auch dieses Jahr wieder durch. Anmelden kann man sich und sein 6 bis 10 Spieler umfassendes Team kostenlos bis zum 5. Oktober unter vsuzh.ch/sporttag. Teilnehmen dürfen alle, seien es Studenten, Doktoranden, Assistenten, Professoren, Alumni der Universität Zürich und der ETH Zürich oder auch Externe.

Programm wird dieses Jahr sowohl für Sportbegeisterte als auch für Sportmuffel geboten. So messen sich die Sportlichen am Morgen in den Sportarten Fussball, Basketball, Volleyball und Unihockey, während nach der Mittagspause Funspiele wie Pingpong, Völkerball oder Sackhüpfen angesagt sind. Als Siegerprämie winken bQm-Gutscheine für alle Teammitglieder. Im

Gegensatz zum letzten Jahr kommen am diesjährigen Sporttag allerdings auch diejenigen, die sich in den Zuschauerreihen wohler fühlen, nicht zu kurz. So fungiert das Studentenfoyer der Uni Irchel nicht nur als Infopoint, sondern gleichzeitig auch als Wettbüro, wo man vor Ort die Möglichkeit hat, auf sein Lieblingsteam zu wetten und so auch als Sportmuffel einen von vielen kleinen Preisen zu gewinnen. Falls der Herbsttag etwas kühler ausfallen sollte, kann man sich im Foyer ausserdem mit Punsch oder Glühwein jederzeit wieder aufwärmen und durch kleine Snacks Energie tanken. Krönender Abschluss ist die abendliche Chillout-Party mit Bar und Grill, bei der Kämpfernarben bestaunt, Niederlagen vergessen und vor allem Siege gefeiert werden können.

Campusgefühl schaffen

Sport spricht alle an, ob Juristen oder Theologen, ob Erstsemestrige oder alte Hasen, ob Studierende oder Professoren, daher ist ein sportlicher Anlass genau das Richtige, um Zusammengehörigkeit zu fördern. Nicht selten vergessen Studierende und Mitarbeitende der Universität Zürich, über die eigene Fachgrenze hinauszuschauen, obwohl gerade in Interdisziplinarität und fachübergreifendem, vernetztem Denken ein ungemeines Potential liegt.

Der VSUZH hat dies erkannt und möchte dieser Tendenz mit dem haus-eigenen Sporttag entgegenwirken. So setzt sich der Verband basierend auf der positiven Resonanz des letztjährigen Sporttages zum Ziel, den bisher bewusst klein gehaltenen Rahmen des Events auszubauen und somit die Popularität des studentischen Sporttages zu steigern, bis dieser seinen festen Sitz im akademischen Kalender findet. Spiel, Sport und Spass können und sollen universitäres Campusgefühl schaffen.

Verband der Studierenden
der Universität Zürich **VSUZH**



Wundermittel Muttermilch?

Mit Stiftungsgeldern wird ein neuer Lehrstuhl zur Erforschung von Muttermilch geschaffen. Ein umstrittener Entscheid.

Dominique Zeier, Hanna Stoll, Michael Kuratli

Worum geht es?

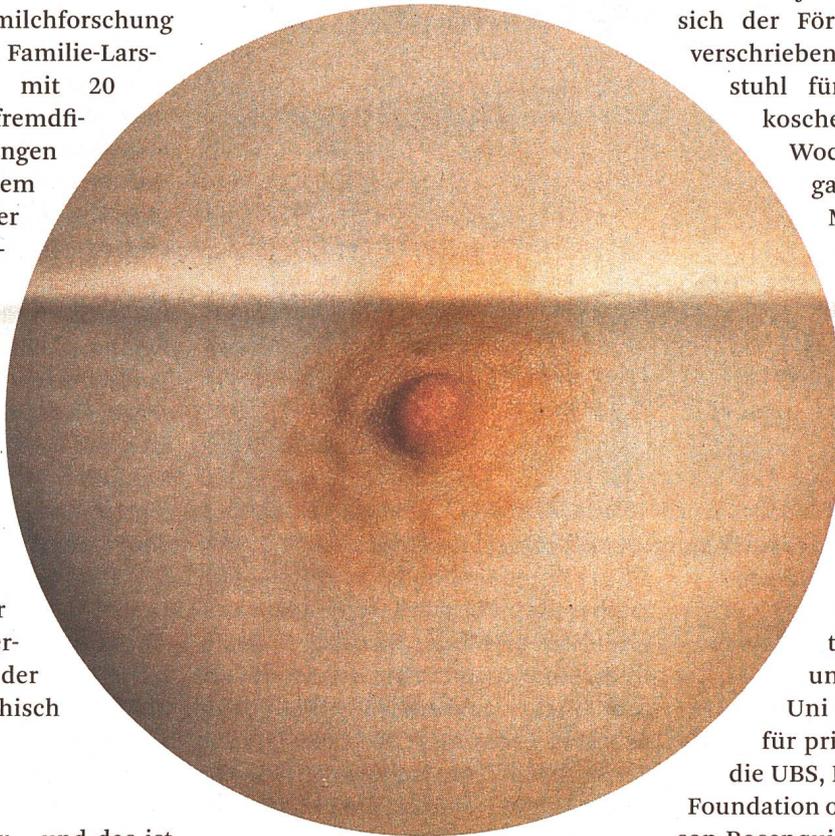
Die Wissenschaft verkauft die Muttermilch als neues Wundermittel. Sie soll Infektionen vorbeugen, den plötzlichen Kindstod verhindern, die Entstehung von Allergien mindern und Brustkrebs-erkrankungen entgegenwirken. Die Uni Zürich richtet nun den weltweit ersten Lehrstuhl für Muttermilchforschung ein. Dieser wird von der Familie-Larson-Rosenquist-Stiftung mit 20 Millionen Franken fremdfinanziert. Die Erwartungen sind gross, weil seit kurzem bekannt ist, dass in der Muttermilch Stammzellen zu finden sind, die sich in alle möglichen Zelltypen verwandeln können. Besonders die Krebs- und Alzheimerforschung lässt dies aufhorchen. Normalerweise müssen Stammzellen nämlich aus Embryonen gewonnen werden, die bei der Entnahme zerstört werden. Die Gewinnung aus der Muttermilch gilt als ethisch vertretbarer. [doz]

Pro

Drittmittel sind umstritten – und das ist gut so, denn die Uni sollte genau hinschauen, welche Gegenleistung der Geldgeber erwartet. Grundsätzlich schaden tun sie der Uni aber nicht. Wenn Stiftungen oder Privatpersonen der Wissenschaft Gelder zur Verfügung stellen, muss einfach sichergestellt werden, dass ihre Interessen die Forschung und die Resultate nicht beeinflussen. Konkret heisst das, dass Berufungen für fremd finanzierte Lehrstühle nach denselben

Verfahren ablaufen müssen wie bei öffentlich bezahlten – Berufungskommissionen müssen also die Interessen der Wissenschaft, nicht die der Privaten repräsentieren. Zudem müssen die Resultate veröffentlicht werden – egal, was diese aussagen und bewirken. Weiter sind

die Ver-



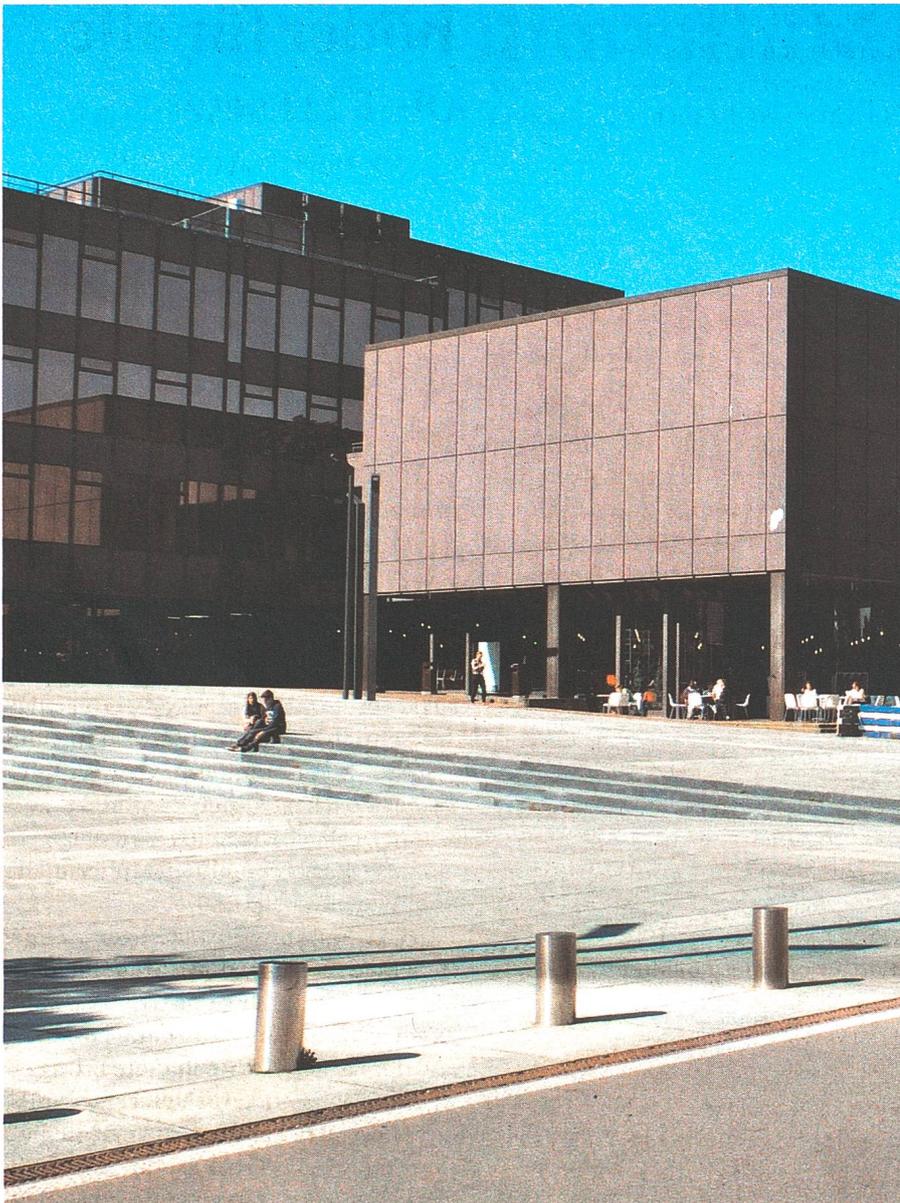
träge über die Zusammenarbeit selbstverständlich offenzulegen. Ist das gewährleistet, dienen Drittmittel der Wissenschaft. Der Vorwurf, dass Private mit Geld die Forschung beeinflussen, mag stimmen – nicht aber, dass dadurch stets die Grundlagenforschung in Gefahr gerät. Auch der Staat ist keine neutrale Institution: Die Politik (in unseren Land also eine bürgerliche Mehrheit) bestimmt direkt

und indirekt mit, für welche Forschungsprojekte Geld gesprochen wird. Ob da in jedem Fall die Forschungsideen privater Stiftungen schlechter sind, kann bezweifelt werden. [hst]

Contra

Eine Zitze für alle! – Eine Stiftung, die sich der Förderung der Muttermilch verschrieben hat, sponsert einen Lehrstuhl für Muttermilch. Wirklich koscher klingt das nicht. Die Wochenzeitung (WOZ) sprach gar von einer «Muttermilch-Mafia». Doch von einer undurchsichtigen Organisation, die ihre Ziele nicht offenlegt, kann nicht die Rede sein. Im Gegenteil, die Pressure-Group verhehlt ihre Interessen nicht im Geringsten.

Die Verantwortung liegt am anderen Ende der Banküberweisung: Die Unileitung muss garantieren, dass die Forschung unabhängig bleibt und die Uni nicht zur Werbepattform für private Interessenträger wie die UBS, Hansjörg Wyss, die Jacobs Foundation oder eben die Familie-Larson-Rosenquist-Stiftung verkommt. Die Stiftungsprofessur wird am Kinderspital beheimatet sein. Die unabhängigen Forschungsprojekte werden sich voraussichtlich also vor allem um die positive Wirkung von Mamas Nektar drehen. Wirklich fair verteilt wären die Gelder jedoch erst dann, wenn damit auch Studien finanziert würden, die hinterfragen, welches Familien- und Frauenbild hinter der Förderung (und den Förderern) von Muttermilch steht. [mik] ♦



ETH Hönggerberg: Schon klar, will frau hier nicht arbeiten.

Falsch gebaute Karriereleiter

Die ETH hat ein Frauenproblem. Wie verkrustet die Lage ist, zeigt sich am Departement Architektur.

Michael Kuratli (Text)
und Nina Fritz (Bild)

Zuoberst eine Frau, darunter fast ausschliesslich Männer. Was wie das englische Empire unter Queen Victoria anmutet, ist noch immer Realität an der weltweit bekannten Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich. Die grosse Aufmerksamkeit, die Sarah Springman an der Spitze bekommt, kann leider nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass an der ETH nach wie vor das Patriarchat regiert.

Die «Leaky Pipeline», das mysteriöse Schrumpfen von Frauenanteilen, je höher die Hierarchiestufe, gilt an technischen Hochschulen weltweit als normal. Die ETH schwimmt mit rund 13 Prozent Professorinnen eher im hinteren Teil des Feldes der globalisierten technischen Unis. Dies, obwohl man fast ein Drittel

Studentinnen vorweisen kann. Und nicht in allen Fächern verliert die Hochschule gleich viele Frauen während des akademischen Leiterspiels. So schaffen es die Maschinenbautechnikerinnen immerhin, ihren – sehr tiefen – Frauenanteil von knapp neun Prozent im Bachelorstudium bei sechs Prozent auf Professurebene zu halten.

Unmut von unten

Doch gerade in den Studiengängen, in denen viele Frauen studieren, wie Architektur, zeichnet sich ein klares Schema ab: Auf Studierenden-Ebene und sogar im Mittelbau herrscht mit über 40 Prozent Frauen fast eine Balance der Geschlechter. Zu Lehrstuhlinhabern werden dann aber eben doch nur Männer berufen. Von 38 Professuren sind gerade einmal 4.5 mit Frauen besetzt.

Dagegen regt sich nun punktuell Widerstand. Am Departement Architektur bildete sich im letzten Semester «The Parity Group». Was wie der Name einer alternativen Rockband klingt, ist in Wahrheit eine lose Gruppe Studierender und Mittelbauangehöriger, die sich für ein Fifty-fifty-Verhältnis von Männern und Frauen in den Professuren stark macht. «Es fehlt vor allem an Vorbildern», sagt Ladina, Architekturstudentin, die sich im Fachverein «architektura» und in der «Parity Group» engagiert. Bei den Präsentationen im Fach «Entwurf» stehen die Studierenden mit ihren Semesterprojekten nicht selten einer Reihe gestandener Männer gegenüber. Dabei steht es den Kursverantwortlichen frei, wen sie zu den Kritiken einladen. Doch Frauen sind noch immer schwer zu finden, was mit einer Art Unsichtbarkeit zusammenhängt, meint Ladina. Oft würden Kritiken auch etwas der Selbstdarstellung des Lehrstuhlinhabers dienen, daher werden meist sogenannte «Partner» – Mitglieder der obersten Hierarchiestufe eines Architekturbüros – eingeladen. Und auf dieser Stufe sind Frauen eben auch selten vertreten.

Die Architekturbranche ist für Frauen ein hartes Pflaster. Ladina, die derzeit ein Praktikum bei einer Bauleitung absolviert, ist neben – man staunt – der Kranführerin die einzige Frau auf der Baustelle. Nur eine von hundert US-amerikanischen Goldmedaillen für Architektur geht an eine Frau. International dominie-

ren neben Ausnahmerecheinungen wie Zaha Hadid Männer das Stararchitekten-tum. Eine lange Ausbildung mit strengen und schlecht bezahlten Praktika nach dem Abschluss, schlechte Einstiegsgehälter und eine ausgeprägte Ellbogenmentalität prägen das Berufsbild. Wenn der «Stärkere» gewinnt, verlieren oft die Frauen, die durch eine Familiengründung nach wie vor stärker von ihren Karrierezielen abgebracht werden als Männer.

Offene Türen?

Doch sind nur die patriarchalen Strukturen der Architekturwelt am Verschwinden der Frauen schuld oder macht die ETH zu wenig, um zumindest die akademische Laufbahn attraktiver zu machen? Die Stelle für Chancengleichheit «Equal!» erstellt seit 2009 das Gender-Monitoring der ETH – mit ernüchternden Resultaten. Renate Schubert, Leiterin der Stelle, sieht mehrere Gründe für den «Frauenverlust», stimmt aber zu, dass das «Geniedenken» für die Frauen nicht förderlich sei. «Wir können mehr dafür tun, dass sich Frauen an der ETH wohl fühlen», sagt Schubert. Erreichen will man dies unter anderem mit dem «Gender Action Plan». Karriereförderung soll beispielsweise durch Mentoring-Programme und die Schaffung von Spezialprofessuren für «exzellente» Forscherinnen geschehen. Interessanterweise geht der Gleichberechtigungsplan von «gender-spezifischen» Forschungsinteressen aus, die mit Workshops herausgeschält und gefördert werden sollen, als wären sie dem Wesen von Mann und Frau natürlicherweise eingeschrieben.

Den Vorschlägen der «Parity Group» steht Schubert grundsätzlich positiv gegenüber. Sie seien sogar eher etwas bescheiden. Mit der Forderung nach einer zweiten Gastprofessur für Frauen oder einem Verzeichnis von etablierten Architektinnen rennen die Unzufriedenen bei «Equal!» also offene Türen ein. Revolutionär sind die Vorschläge tatsächlich nicht. Das liegt auch daran, dass die Gruppe äusserst heterogen ist. An der Quote scheiden sich beispielsweise auch hier die Geister, weshalb sie in den Vorschlägen, die «Equal!» unterbreitet wurden, nicht enthalten ist.

Schöne Zahlen

Doch die ETH sieht sich mit ihrem Fahrplan ohnehin schon auf dem richtigen

Weg. Man sehe positive Zeichen, wie die Neuberufungen im Jahr 2014, bei denen 60% der Assistenz- und 40% der ausserordentlichen und ordentlichen Professuren mit Frauen besetzt worden seien, meint Schubert. Beeindruckend sind diese Zahlen allerdings nur, wenn die betroffenen Professuren zuvor von Männern besetzt waren. Sonst kaschieren sie unter Umständen gar einen Rückgang des Frauenanteils.

Man könne im Einzelfall nicht verhindern, dass ein «weiblicher» Lehrstuhl wieder «männlich» wird, sagt Schubert. Was aller Voraussicht nach ausgerechnet im Departement Architektur beim Abgang von Uta Hassler, Professorin für Denkmalpflege und Bauforschung, passieren wird. Die Departemente und ihre Vorstände sind in ihren Entscheiden weitgehend autonom. Bewegen müsste sich die ETH also in den einzelnen Königreichen. Die Stelle für Chancengleichheit ist direkt dem Präsidium untergeordnet und scheint damit wenig direkten Einfluss auf die Departemente zu haben. Schubert widerspricht: Mit der Priorisierung auf Präsidiumsebene habe man einen wichtigen Schritt gemacht. Ob das die Departemente interessiert, bleibt fraglich.

«Genies» oder Frauen?

Fakt ist: Solange der Frauenanteil nicht markant steigt, bleiben die Bemühungen der ETH-Leitung Lippenbekenntnisse. Die Hochschule steht sich bei der Frauenförderung aber letztlich selber im Weg. «Die ETH hat zum Ziel, international die besten Leute zu bekommen. Und um die wenigen Frauen, die es zur Zeit in manchen Fachgebieten gibt, herrscht ein grosser Wettbewerb, den man nicht immer gewinnt», sagt Schubert. Man will also doch die «Genies». Nur sind die eben weiterhin männlich, solange sich die Strukturen nicht ändern.

Hoffnung auf Veränderung verspricht die Neubesetzung des Dekanats des Departements Architektur. Seit August steht mit Annette Spiro neu eine Frau der Mannschaft vor. Ob sie es schafft, wenigstens die Architektur an der ETH aus dem viktorianischen ins paritätische Zeitalter zu überführen, muss die neue Regentin erst zeigen. ◇

Bilder für alle

Die ETH setzt auf Open Access.

Stefan Meier

Die Zeiten, in denen man einen administrativen Spiessrutenlauf absolvieren musste, um ein Bild des ETH-Archivs verwenden zu dürfen, sind endlich vorbei. Und das Beste daran: Neben dem grossen Arbeitsaufwand entfallen auch die Kosten, die sich nach dem jeweiligen Verwendungszweck richteten. Illustrationen für Masterarbeiten und Druckvorlagen für T-Shirts sind jetzt gleichermassen kostenlos. Doch die ETH entschied sich nicht nur aus Kundenfreundlichkeit dazu, das Archiv zu öffnen.

«Wir haben uns für diesen Schritt entschieden, weil wir mit Steuergeldern finanziert sind. Der finanzielle Aufwand für die Verarbeitung der Kundenanfragen und der daraus erwirtschaftete Ertrag erzielen höchstens eine schwarze Null», sagt Nicole Graf, Leiterin des Bildarchivs, zum Open-Data-Konzept. «Um diesen finanziellen Aufwand zu bewältigen, reichen die zahlenden Kunden nicht aus.»

Das Online-Bildarchiv umfasst Bilder aus der Wissenschafts- und Technikgeschichte, Ortsansichten und Luftbilder, aber auch das Fotoarchiv der Swissair. Insgesamt können 100'000 Bilder ohne Einschränkungen, 150'000 weitere mit dem entsprechenden Bildnachweis verwendet werden.

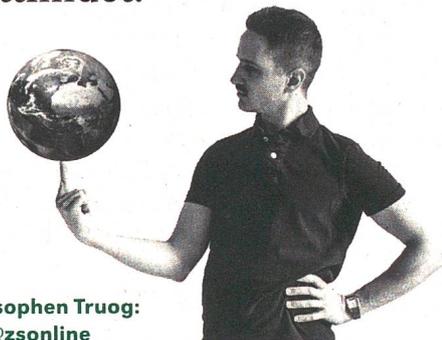
Man kann sich nun also das Bild von Albert Einsteins Abschlussklasse nicht nur direkt online anschauen, sondern auch ohne Weiteres auf das T-Shirt drucken lassen. ◇

www.e-pics.ethz.ch/

Warum sind wir nicht glücklich? — Vor nicht allzu langer Zeit stellten sich die Menschen diese Frage nicht, weil sie mit schlichtem Überleben beschäftigt waren. Die entsprechende Frage wäre dann gewesen: Warum legt sich die Wildsau nicht freiwillig auf den Grill, äh, die Feuerstelle? Dass wir (auch nicht überall auf dem Planeten) Zeit haben, uns zu fragen, ob wir glücklich sind, dürfen wir getrost als Gewinn werten und dankbar sein. Gleichzeitig wäre es absolut falsch, deswegen ein schlechtes Gewissen zu haben (Vorsicht: schlechtes Gewissen niemals verwechseln mit Altruismus und Mitmenschlichkeit; die sind für eine Gesellschaft unentbehrlich).

Aber genau da liegt vielleicht die Wildsau begraben. Blöd, wenn sich zum Gedanken «Ich bin mit meinem Leben nicht zufrieden» der zweite hinzugesellt: «Dabei lebe ich in einem der reichsten Länder und in einer der freiesten Gesellschaften der Welt». Anstatt unsere Freiheit zu nutzen, überantworten wir uns als brave Spiessbürger der Lächerlichkeit. Wir sind nicht glücklich, weil uns der Wohlstand passiv macht, weil wir das nicht selbst erbeutete Wildsau-Steak nicht selber auf den Grill hauen, weil wir das gut verwaltete, präventiv gesicherte Überleben über uns ergehen lassen, anstatt zu leben.

Hegel glaubte, dass der Mensch nur glücklich werden kann, wenn er Anerkennung von anderen Menschen bekommt. Also müssen wir aktiv werden, gut werden in dem, was wir tun, und Beziehungen zu Mitmenschen aufbauen, in denen wechselseitige Anerkennung stattfindet.



Schick deine Frage an unseren Hausphilosophen Truog: redaktion@medienverein.ch oder Twitter [@zsonline](https://twitter.com/zsonline)

Forscherinnen und Forscher der Uni Zürich haben herausgefunden, ...

... dass uns mit eiskalten Händen Bilder von Kuchenstücken besser gefallen als solche von Äpfeln.

Neuroökonominnen und -ökonomen der UZH wollten wissen, wie Stress die menschliche Entscheidungsfindung beeinflusst. Dafür sollten 29 Männer für drei Minuten eine Hand in eiskaltes Wasser halten. Dies sollte eine Stresssituation simulieren. Einer Kontrollgruppe von 22 Männern wurde diese Prozedur erspart. Anschliessend wurden die Probanden, die sich alle als gesundheitsbewusst einschätzten, in den Magnetresonanztomographen (MRT) geschoben. Dort sollten sie zwischen Bildern von «gesundem» und «ungesundem» Essen wählen. Die Menschen in der Versuchsgruppe wählten häufiger den Kuchen als diejenigen in der Kontrollgruppe. Daraus schlossen die Forschenden laut Medienmitteilung: «Bereits moderater Stress sabotiert die Selbstkontrolle.» Untermuert wurden die Resultate mit MRT-Bildern vom Hirn.

Stell dir vor, du liegst frierend in der ohrenbetäubenden Röhre und dir werden Bilder von geruch- und geschmacklosem Essen gezeigt. Würdest du nicht den Kuchen wählen? Fotos haben schliesslich keine Kalorien. Und es scheint doch vernünftig, sich zur Belohnung nach einer Strapaze Süssigkeiten zu gönnen – ganz kontrolliert. Wer sich heutzutage jedoch für Fett und Zucker entscheidet, gilt schnell als unzurechnungsfähig. Dass sich die Studie auf Männer konzentriert, nährt zusätzlich den Verdacht, die Forschenden hätten sich von Männern mehr Selbstkontrolle erhofft als von Frauen. Und nun werden sie – oh Wunder! – auch von ihren «Gelüsten» geleitet.

Was wissen wir nun mehr? Eiskalte Hände führen dazu, dass 29 Männer, während sie im MRT liegen, eher Bilder von ungesundem Essen wählen als solche von gesundem. Das war dann aber auch alles. [lac]

Die Medienmitteilung: www.mediadesk.uzh.ch/articles/2015/bereits-moderater-stress-sabotiert-die-selbstkontrolle



Cassani

Fahraway

Zirkus — Auf dem Platz beim Helsinki, direkt neben der lauten Hardbrücke und unter dem glasig-grünen Prime Tower, hatten die jungen Artistinnen und Artisten ihr Lager aufgeschlagen. Die Sonne ging langsam unter und färbte den Himmel kitschig orange. Es gab Holundersirup und Crêpes, Clowneskes und Akrobatik, Musik und Poesie. Dann ist er weitergezogen, der Zirkus Fahraway. Zurück bleibt ein wohlige-wühmütiges Spätsommergefühl. Vielleicht hält es bis zum nächsten Jahr an.



Frohofer

Tatort

TV — Zehntausende von trägen Rentnern und Hausfrauen in der Menopause können ja nicht irren: Der Tatort ist eine Instanz! Ohne die süffig-seichte TV-Unterhaltung ist meine Woche nicht komplett. Der Inbegriff der Sonntagabendkiste bringt alles mit, was eine Krimi-Serie braucht: abgründige Motive, schrullige Ermittler, Leichen en masse und die coolste Titelmusik abgesehen von Star Wars. Zwischen-durch gibt es auch mal fade Eifersuchtsdramen mit charakterlosen Kommissaren ohne Tote. Aber die sind was für Rentner.



Kunz

Schweiz im 20. Jahrhundert

Buch — Spätestens nach der Emeritierung darf man es krachen lassen, was Publikationen betrifft. Jakob Tanner, der offiziell vor einigen Wochen in Rente ging, hat ein Überblickswerk über die Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert geschrieben. Als ich es las, entfuhr mir immer wieder der Ausspruch: «Das ist nicht euer Ernst» – sodass meine Nachbarn im Café und in der Bibliothek mich mit etwas besorgtem Blick beäugten. Dass die Schweiz nicht das Land der Sprüngli-Werbung ist, war mir immer klar, aber das Ausmass an Opportunismus und Sexismus war mir nicht bewusst. Ein wichtiges Buch im gegenwärtigen politischen Klima.



Kuratli

Langsamkeit

Archiv — Wollt ihr wissen, was ich den ganzen Sommer lang gemacht habe? Vermutlich nicht. Was sich aber zu wissen lohnt, ist, dass sich am Neumarkt eine kleine Oase der Langsamkeit befindet: das Baugeschichtliche Archiv der Stadt Zürich. Hier lässt man sich von zuvorkommenden wandelnden Lexika im Lesesaal etwas über die Geschichte seines Quartiers erzählen, bestaunt die schönen, alten Fotografien – und kehrt erfrischt in die ewig vor sich hin wuselnde Stadt zurück.



Marić

SUP

Sport — Diesen Sommer war das Seebad Mythenquai so voll, dass ich mich nur noch nach Stille und Einsamkeit sehnte. Zum Glück gibt es Bretter, mit denen man in die Mitte des Sees schippern kann. Stand Up Paddling nennt sich der Spass und ist anstrengender, als er aussieht. Die Balance zu halten, um nicht nur auf den Knien das Ruder zu schwingen, ist schwierig. Doch ich habe es selbst als Surfniete gemeistert. Letztlich sind Aussicht, Ruhe und das einschläfernde Wiegen der Wellen auch jegliche Anstrengungen wert. Good for the soul, eben.



Rizzi

Bussi

Musik — Dass das zweite Album immer das schlechtere ist, ist Gemeinplatz – abgedroschen zwar, aber vielfach auch wahr. Wanda aus Wien – ich erwähne sie jetzt das zweite Mal hier – sind die Ausnahme. Als ob sie nicht schon genug anders, also besser, machen als die Mehrzahl derer, die sich momentan Band/Musiker schimpfen, ist ihre zweite Platte «Bussi» (Vertigo/Capitol, Release Anfang Oktober) genauso schmah-melancholisch und teenagerotzig, ebenso schön, lieblich und wunderbar wie die Erste. Woher ich das schon jetzt weiss? Hört euch einfach die Single dazu an: Youtube > Bussi Baby.



Stoll

Kosovo

Buch — Wer den Krieg auf dem Balkan noch durch Kinderaugen erlebt hat, erinnert sich vage an Details der persönlichen Erfahrung: die Auffangklassen in der Schule, Spielzeug-Spenden für die Kinder in den Flüchtlingsheimen, die Sorgen der Eltern über Schreckensmeldungen aus den Nachrichten und das Schlagwort «Jugos». Zur intellektuellen Aufarbeitung der Kindheiterinnerungen gibt es mittlerweile viele Bücher. Eines davon ist «Kosovo» von Erich Rathfelder. Der Korrespondent und ehemalige taz-Redaktor verfolgt die Geschichte des jungen Staates vom Ende der 80er Jahre bis heute und analysiert sie im Zusammenhang mit internationalen Akteurinnen wie der EU oder der UNO.



Truog

Wider den Gehorsam

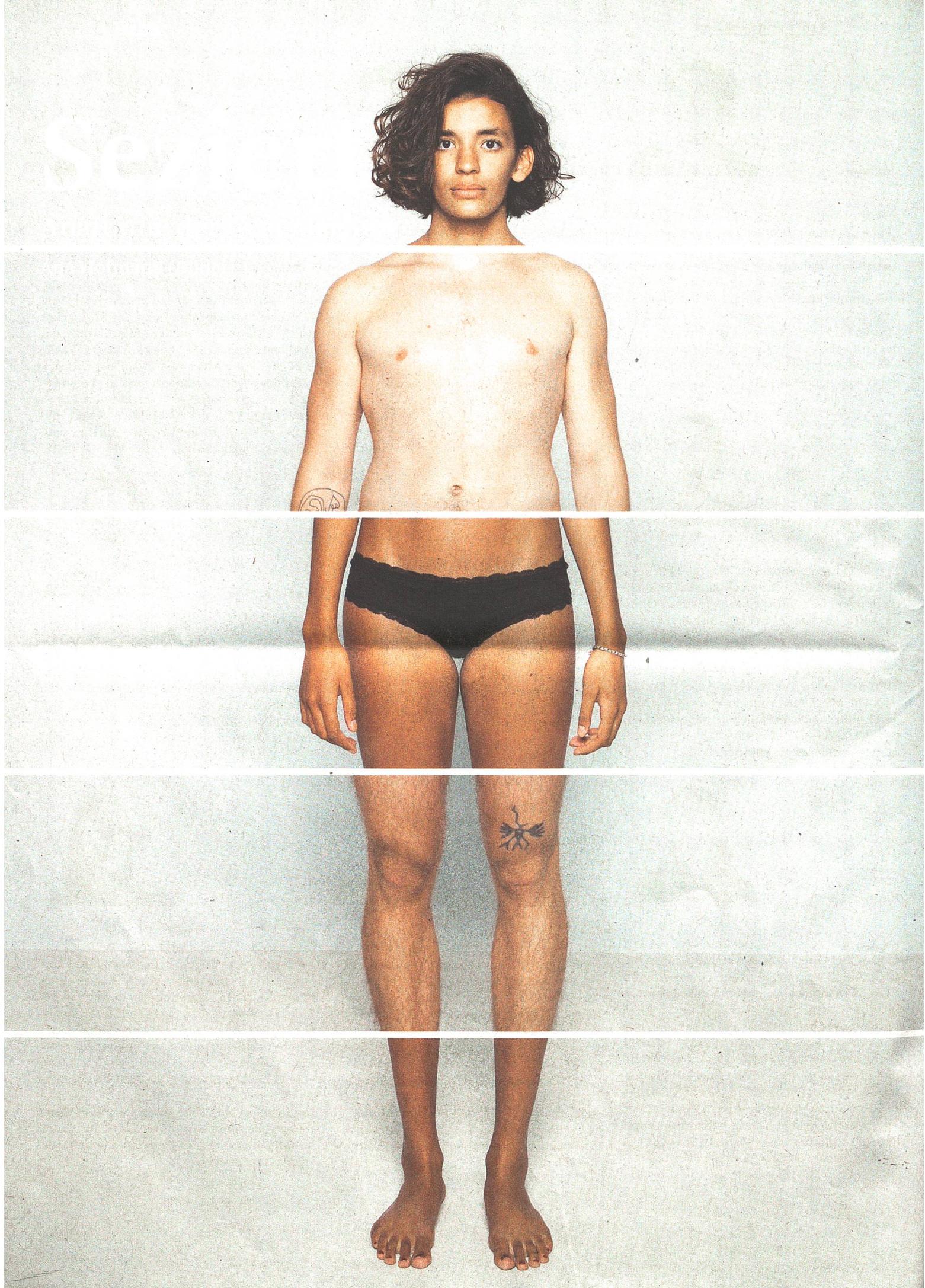
Buch — Der in Zürich lebende Autor und Psychoanalytiker Arno Gruen erklärt in seinem neuesten Büchlein die psychologischen Hintergründe der Kultur des Gehorsams in den rationalisierten Zivilisationen und zeigt auf, wie Unmenschlichkeit und Konformismus Hand in Hand gehen. Mut zum Ungehorsam ist für Gruen Voraussetzung für eine gerechtere Welt.

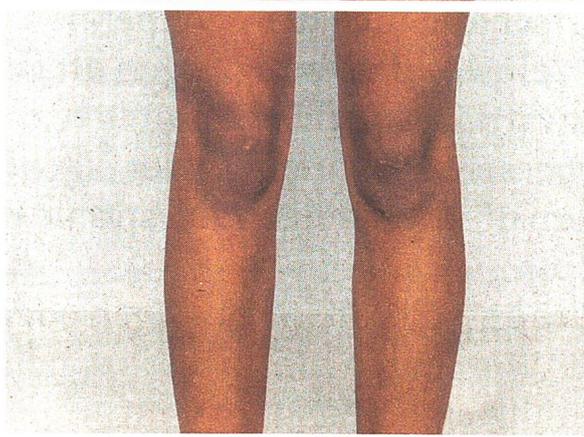
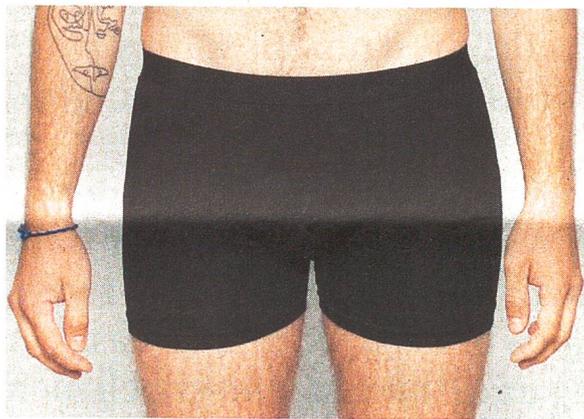
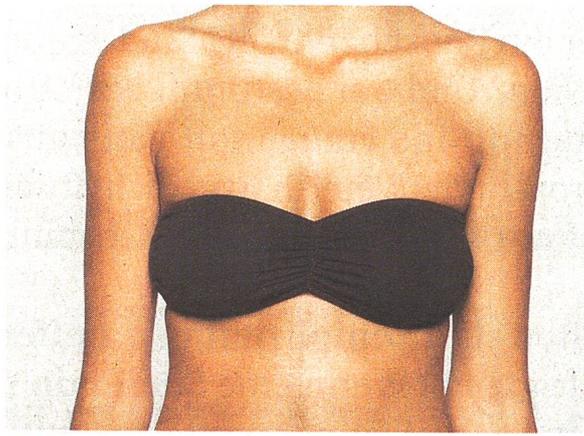


Zeier

Monday Night Skate

Rollschuhe — Ich und Sport? Nein, danke. Nach jahrelangem Durchprobieren von Sportarten – angefangen mit Golf, aufgehört mit Volleyball – hatte ich die Bewegung als Freizeitbeschäftigung eigentlich aufgegeben. Nicht, dass ich es nicht versucht hätte. Tanz, Tennis und Schwimmen, um nur einige Sportarten zu nennen. Zugesagt hat mir auf Dauer aber keine. Die Erleuchtung kam schliesslich unerwartet: Monday Night Skate! Es hat fast schon etwas Magisches, wenn tausend Menschen zusammen auf Inlineskates durch die dunkle Innenstadt düsen, wo sonst nur Autos zugelassen sind.





Gender ist ein Reizwort — Für die einen ist es zum Symbol postmoderner Verirrung geworden, ein Zeichen dafür, dass der Feminismus «zu weit gegangen» ist oder die traditionelle Geschlechterordnung bedroht. Andere sehen darin das konsequente Weiterdenken einer liberalen Tradition, die sich gegen repressive Kategorien wie Mann, Frau, Homo und Hetero wehrt und wichtige Fragen stellt: Ist ein Mann kein Mann mehr, wenn er ein Röckchen trägt? Sind aggressive Frauen weniger weiblich? Und wer bestimmt das? Auch im Uni-Alltag lässt sich fragen: Sind Frauen von Natur aus tierliebender, wenn 87 Prozent der Veterinärmedizinierenden Frauen sind? Und was hält sie davon ab, Maschinenbau zu studieren?

Gender-Angelegenheiten sind kompliziert und treffen auch an der Uni nicht alle gleich: Wenn eine Studentin mit Glatze oder ein Student in Stöckelschuhen im Foucault-Seminar sitzt, versuchen alle, so zu tun, als wäre nichts – während sie in der Jus-Vorlesung offen komisch angeschaut werden.

Zudem stellt sich die Frage, was eigentlich mit dem Feminismus passiert ist: Wurde er von der Gender-Debatte verdrängt oder geht er in ihr auf? Die Lohnschere zwischen Männern und Frauen beweist jedenfalls, dass Feminismus weiterhin wichtig und Gleichstellung noch nicht erreicht ist. Apropos Wirtschaft: Auch der neoliberalen Logik der permanenten Selbstoptimierung liegen oft geschlechterspezifische Erwartungen und Rollenbilder zugrunde. Sie decken «Verbesserungspotential» der eigenen Identität auf und befeuern die Wertsteigerungsspirale der Ich-AG.

Letztlich betrifft Gender uns alle, ob wir es mögen oder nicht – darum geistert das Wort durch die Rhetorik von links bis rechts und sorgt für erhitzte Gemüter.

Hanna Stoll

Zur Lage der Gleichstellung Frauen an der Uni: Was bisher geschah und was schon lange überfällig ist.

Juliana Maric und Dominique Zeier (Text)

Die Geschlechter an der Uni

Von den rund 26'000 Studierenden an der Universität Zürich sind 57 Prozent Frauen und 43 Prozent Männer. Generell nimmt der Frauenanteil vom Bachelor über Master, Doktorat und Habilitation jedoch ab. Von den im Jahr 2014 Habilitierten machten Frauen schliesslich nur noch ein Drittel aus. Bei den Professuren sieht es noch etwas ärger aus: Nur auf jedem fünften Lehrstuhl sitzt eine Frau. Die Abteilung für Gleichstellung der UZH hat sich zum Ziel gesetzt, bis Ende 2016 einen Frauenanteil von 25 Prozent auf der Professorinnenstufe zu erreichen. Ein ambitioniertes Ziel, wenn man bedenkt, dass der Frauenanteil zwar schon stetig, aber ziemlich langsam zunimmt. In der letzten Dekade ist er um knapp sieben Prozentpunkte angestiegen.

Die Fakultät der Frauen

Keine Fakultät ist so frauendominiert wie die Vetsuisse. Man muss lange nach angehenden Tierärzten suchen. Lediglich neun Prozent der Plätze in den Hörsälen sind von Männern besetzt. Dafür halten sie sich hartnäckig weiter oben auf der Karriereleiter. Unter den Dozierenden sind sie in der Überzahl, und sie haben drei Viertel der Professuren inne. Das soll sich nun ändern. Das Projekt «Kids & Careers» beinhaltet die Erarbeitung neuer Förderangebote sowie Massnahmen zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Dass Frauen und Familie zusammengedacht werden müssen, scheint selbstverständlich.

Die Fakultät der Männer

Die Wirtschaftswissenschaft ist das Fach mit den meisten Männern. Von den Studierenden ist nur jede Dritte eine Frau, von den Dozierenden gar nur jede Fünfte. Mit diesen Zahlen landet die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät jeweils auf dem letzten Platz des universitätsinternen «Gender-Monitoring». Trotzdem ist die Fakultät, wie der Dekan im Jahresbericht 2014 mitteilt, stolz auf ihre Fortschritte auf dem Weg zu einer «ausgewogeneren Geschlechterdurchmischung». Tatsächlich wurden alle vier neu geschaffenen Lehrstühle mit Professorinnen besetzt, womit der Frauenanteil auf ganze 13 Prozent gestiegen ist.

Die einsame Rektorin

Die Kernphysikerin Verena Meyer wurde 1968 zur ersten ordentlichen Professorin an der Uni Zürich ernannt. Damit war sie auch die erste Frau mit einem Lehrstuhl an der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät. Heute zählt die MNF 16 Professorinnen. In einem halben Jahrhundert stieg der Frauenanteil damit von null auf 15 Prozent an. Gelinde gesagt kein rasanter Anstieg. 1982 wurde Meyer erste Rektorin der Hochschule. Sie ist bis heute die einzige geblieben. ◇





Psychiater David Garcia schrieb früher für die ZS.

Ist es ein Junge oder ein Mädchen?

Genderexperte David Garcia plädiert für mehr Akzeptanz von Transmenschen.

Interview von Laura Cassani und Michael Kuratli

Herr Garcia, was ist Geschlecht?

Geschlecht hat eine grosse Macht, wird aber im Alltag überhaupt nicht reflektiert. Als Mediziner würde ich sagen, dass Geschlecht der körperliche und psychische Ausdruck einer breit gefassten Sexualität ist. Aber bei uns Menschen drückt sich das Geschlecht auch sozial aus, das heisst im Bereich der Identität und der Beziehungen mit anderen. Das Geschlecht ist also ein Konglomerat: Es ist Ausdruck vom Miteinander-Sein, vom Sich-selbst-Sein, aber, wenn wir an die sexuelle Reproduktion denken, auch davon, sich auf die Zukunft projizieren zu wollen.

In der Gesellschaft sind ja die klassischen Vorstellungen von Mann und Frau noch sehr stark verankert. Sehen Sie darin ein Problem?

Die Bipolarität Mann/Frau ist ein gesellschaftliches Ordnungsprinzip, das sich in praktisch allen Gesellschaften finden lässt. Es erschafft auf der Basis von einem sogenannten «natürlichen» Phänomen zwei Kategorien. Dabei gibt es keine biologischen Funktionen, die in Kategorien funktionieren. Krankheiten werden zwar in Kategorien eingeteilt, aber diese unterstehen immer einer wissenschaftlichen Diskussion und werden so immer wieder verändert. Das Geschlecht ist in der Medizin die einzige binäre Kategorie, die niemand aufzuheben bereit ist. Das hat mich immer sehr gestört.

Ist die konservative Haltung der Medizin daran schuld?

Die Medizin trägt dazu bei, dass die bipolare Geschlechterordnung weiterhin so unhinterfragt bleibt. Dabei wissen wir heute aus der biologischen Forschung, dass alles viel komplexer ist. «Mann gleich XY» und «Frau gleich XX», das ist eine Vorstellung aus den 1950er Jahren. Ich glaube, wir sind extrem gut darin, in Gegensätzen zu denken. Aber das heisst nicht, dass man das nicht überwinden könnte. Die ganze kulturelle Entwicklung ist ja eine Überwindung von unseren Instinkten, ein Hinterfragen von dem, was wir machen und wohin wir wollen. Seit etwa 250 Jahren ist das Geschlecht jedoch sehr stark präsent. Wenn heute ein Kind auf die Welt kommt, ist die erste Frage, ob es ein Junge oder ein Mädchen ist. Früher hat man als Erstes gefragt: Ist das Kind gesund?

Sie haben lange die Sprechstunde für Gender-Dysphorie geleitet. Gender-Dysphorie, was ist das?

Gendervarianz plus psychisches Leiden gleich Gender-Dysphorie. Aber das psychische Leiden entsteht nicht, weil die Person krank ist. Es ist ein sekundäres, reaktives Leiden. Eine Reaktion auf den Druck, den die Person aushalten muss, weil wir in einer ausserordentlich stark geschlechtlich bipolaren Gesellschaft leben. Man könnte ja auch davon ausgehen, dass es so viele Geschlechter gibt, wie es Menschen gibt. Man

spricht von «Gendervarianz», wenn eine Person merkt, dass bestimmte nach aussen wahrnehmbare Merkmale ihres gegenderten Körpers – zum Beispiel wird ein Mensch mit einem Penis als Mann wahrgenommen – während einer längeren Zeitperiode nicht dem eigenen Erleben entsprechen.

Menschen mit einer Gender-Dysphorie sind sich ihrer Gendervarianz bewusst und wollen aus einem Leidensdruck heraus geschlechtsangleichende Schritte unternehmen.

«Trans* ist keine Modeerscheinung.»

pathologisiert?

Die Menschen mit einer Gender-Dysphorie, die zu mir kommen, haben einen Gesundheitszustand, der aussergewöhnlich ist. Soweit wir wissen, ist Trans* eine statistische Minderheit. Aber Schwangere sind das auch, und doch pathologisieren wir sie nicht. Ich befreie mich davon, Geschlechtervarianz und Gender-Dysphorie pathologisieren zu müssen, indem ich sage: Transmenschen haben einen ähnlichen Status wie Schwangere. In diese Richtung bewegt sich auch die Medizin: In der neuesten Version der internationalen Klassifikation für Erkrankungen ICD-11 wird Trans* nicht mehr im Psychatriekapitel zu finden sein sondern in einem eigenem Kapitel zusammen mit anderen Zustandsbildern, die mit Sexualität und Identität zu tun haben.

Ist das eine Entwicklung, die Sie befürworten?

Grundsätzlich ja. Aber wenn sich Trans* von der Psychiatrie löst, welches Fach soll sich dann um diese Menschen kümmern? Es ist durchaus möglich, dass die Psychiatrie findet: Okay, wenn ihr mit uns nichts zu tun haben wollt, dann müssen wir auch keine Oberarztstelle zur Verfügung stellen. Das war's mit uns. Und da stellt sich die Frage, wohin dann die Transpersonen gehen sollen. Und ich kann Ihnen sagen: Hausärzte und Endokrinologinnen sind einfach absolut nicht dazu befähigt oder darauf vorbereitet, Transmenschen zu begleiten.

Von wie vielen betroffenen Menschen sprechen wir eigentlich?

In den 1990er Jahren sprach man von einem Verhältnis von etwa 1:400'000 bei den Männern und 1:150'000 bei den Frauen. Diese Zahlen beziehen sich aber auf Menschen, die den Wunsch haben, ihr Geschlecht komplett anzugleichen. Leute, die sagen: wenn schon, denn schon. Mittlerweile haben sich die gesellschaftlichen Konzepte dynamisiert. Es gibt neuere Untersuchungen, die davon ausgehen, dass eine von 500 Personen Probleme mit ihrem Geschlecht oder mit ihrer Geschlechtsidentität hat. Das wären

zwei Promille der Bevölkerung. Was nicht wenig ist. Es kommen auch immer mehr Leute mit Fragen zu ihrer Geschlechtsidentität in die Beratung. Innerhalb von wenigen Jahren hat sich die Zahl der Patientinnen und Patienten, die pro Jahr in der Sprechstunde am Unispital Zürich kommen, von 40 auf 120 erhöht. Das ist ein massiver Anstieg.

Wenn die Zahl der Ratsuchenden so stark wächst, kann man vielleicht auch von einem Hype sprechen?

Von einem Hype zu sprechen, ist gefährlich. Das ist ja keine Modeerscheinung. Ich kenne niemanden, der sagt: Also, ich hätte jetzt ein bisschen Lust, männlicher oder weiblicher auszusehen, verschreiben Sie mir Hormone, das wäre lässig. Zum Teil tragen die Menschen lebenslange Kämpfe aus. In dem Moment, in dem der gesellschaftliche Druck abnimmt, sich genderkonform zu verhalten, werden auch Leute von der Kategorie «Trans*» erfasst, die vielleicht vorher das Label «depressiv» oder «Borderline» hatten. Das heisst nicht, dass wir neue Transmenschen «produzieren», sondern dass Leute vielleicht eher zum Kern ihrer Probleme stossen können, weil die Gesellschaft ihnen das erlaubt.

Wenn es in Zukunft gesellschaftlich akzeptierter wird, dass man aus dieser Dichotomie Mann/Frau ausbricht, kann man dann noch mit gutem Gewissen jemanden dabei begleiten, sich vom einen in das andere Geschlecht umzuoperieren?

Das ist eine gute Frage. Da sind wir beim Thema der ästhetischen Chirurgie. Stellen Sie sich folgende Situation vor: Ein Mensch kommt zum Chirurgen und sagt:

«Die Menschen tragen lebenslange Kämpfe aus.»

Ich fühle mich zu wenig weiblich und deshalb möchte ich einen grösseren Busen. Wenn diese Person sozial als Frau gilt, dann sagen wir, das sei Ästhetik, über Geschmack lasse sich nicht streiten. Es wird als Privatsache angesehen. Aber wenn die Person sozial als Mann klassifiziert worden ist, dann sagen wir: Ui, das ist Identität, das ist sehr tiefgründig, das ist Sache der Psychiater, das ist Trans*. Das müssen wir uns ganz genau anschauen. Für den Chirurgen ist es aber zweimal genau der gleiche Eingriff. Es könnte durchaus sein, dass Transmenschen in Zukunft keiner Begleitung mehr bedürfen und dass dafür aber der so marktwirtschaftliche Wunsch nach einer möglichst billigen grösseren Brust mehr psychologisiert wird. Und dass wir versuchen, besser zu verstehen, weshalb sich Geschlecht eigentlich so stark über den Körper ausdrückt. Wieso kommt zum Beispiel niemand zu einem Chirurgen und sagt: Ich

möchte intelligenter aussehen und deshalb möchte ich grössere Ohren?

Es gibt ja auch Leute, die eine geschlechtsangleichende OP bereuen. Haben Sie so etwas schon erlebt?

Ich stamme ursprünglich aus Spanien und bin sehr katholisch erzogen worden. Bei Reue kommt mir deshalb immer die katholische Kirche in den Sinn, wo

man beichten muss und dann befreit wird von der Schuld, damit man wieder bei Null anfangen kann. Wenn ein Transmensch sein Geschlecht amtlich ändern will, dann

«Der Staat verlangt eine Zwangssterilisation.»

verlangt der Staat de facto eine Zwangssterilisation dieser Person. Der Staat sagt: Wenn du möchtest, dass das Kreuzchen von männlich zu weiblich oder umgekehrt geändert wird, dann brauche ich dafür deine Gonaden. Und das im 21. Jahrhundert und nach allem, was im 20. Jahrhundert mit Zwangssterilisationen passiert ist! Man muss sich vor dem hohen Altar der Psychiatrie entkleiden und seine «wahre» Identität zeigen. Die Vorstellung, dass man nun endlich sich selber ist und vorher falsch war, hinterfrage ich immer. Identitäten funktionieren einfach nicht so.

Was hat das jetzt mit den Bereuerinnen und Bereuern zu tun?

Ich sage meinen Klientinnen und Klienten, dass ich sie zu dem Geschlecht begleite, in dem sie sich wohlfühlen. Dieses Geschlecht ist in dieser Situation das richtige. Aber diese Situation kann sich natürlich in 20 Jahren ändern. Es gibt ausserordentlich wenige sogenannte «Regretter». Die Zahl uns bekannter Fälle liegt unter vier Prozent. Wenn Sie das zum Beispiel mit dem Misslingen von Herzoperationen vergleichen, sind geschlechtsangleichende Operationen wahnsinnig erfolgreich. Aber hier zeigt sich wieder die Stigmatisierung: Praktisch kein Journalist fragt eine Herzchirurgin, wie viele Herztransplantationen scheitern. Obwohl das auch passiert. Und zwar tagtäglich irgendwo auf der Welt. Ich spüre diesen Druck stark: Wenn du so eine Person begleitest, dann musst du dir auch hundertprozentig sicher sein. Und wehe, du machst einen Fehler! Leider ist es tatsächlich so, dass die Wahrscheinlichkeit, dass Transmenschen sich – auch postoperativ – suizidieren oder umgebracht werden, massiv erhöht ist im Vergleich zu den Nicht-Transmenschen. Ich vermute, dass das teilweise damit zusammenhängt, dass die Operationstechniken nicht so gut sind, wie man sie manchmal darstellt. Dann sind die Leute mit dem Resultat unzufrieden. Und: Wir fokussieren alle sehr stark auf die Transition selbst, aber sobald die Leute operiert worden sind,

kümmert sich kein Mensch mehr um sie.

Wie ist das denn in Ihrer Sprechstunde?

Ich bin die einzige Person am Unispital Basel, die diese Sprechstunde macht, mit einem Pensum von 70 Prozent. Wenn Sie jetzt im September zu mir kommen wollen, dann muss ich Ihnen sagen: Es wird Ende Januar. Stellen Sie sich vor, Sie hätten Krebs, und der einzige Arzt, den es in der Schweiz gibt, sagt Ihnen: Ja, gern, aber erst in 5 Monaten.

Jetzt könnte man natürlich sagen, das ist nicht so akut.

Wer mitten in einer Transition steckt und darunter leidet, nicht im für ihn oder für sie passenden Geschlecht wahrgenommen zu werden, für den oder die ist das überlebensnotwendig. Ich habe zum Glück bis jetzt noch nie die Situation gehabt, dass sich jemand in der Wartezeit suizidiert hätte, aber ich rechne damit, dass das irgendwann passiert. Das ist ein Zustand, der nicht zum Aushalten ist. In der klinischen Psychiatrie und Psychotherapie gibt es nur zwei Gruppen von Patientinnen und Patienten, die so lange warten müssen: Migrantinnen und Migranten und Transmenschen. Es soll mir niemand kommen und sagen, dass das Zufall ist.

Ist das auch ein Grund, weshalb Sie sich ausserhalb der Akademie noch für Transpersonen einsetzen?

Ja. Ich finde, Sexualwissenschaft und Politik sind schwer voneinander zu trennen.

Das heisst nicht, dass man die Wissenschaft verpolitisiert oder seine Klientinnen und Klienten für seine politischen Zwecke

nutzen darf. Aber man muss die Leute auf die Missstände und auf die verborgenen Probleme aufmerksam machen. Woher soll das ein Politiker sonst erfahren? Man verlangt ja auch nicht, dass krebskranke Kinder selber für ihre Interessen kämpfen. Hier kommt wieder die Stigmatisierung ins Spiel: Wenn ich mal einen systemkritischen Text schreibe, dann werde ich a) komisch angeschaut und b) innerhalb der Akademie oder im Spital als schräger Vogel dargestellt. Nur, damit Sie sich eine Vorstellung davon machen können: Ich habe es während meiner mehrjährigen Tätigkeit in Zürich nicht geschafft, dass das Universitätsspital in seinen Anmeldeformularen ein drittes Kreuzchen beim Geschlecht einführt.

Nicht nur am Unispital, auch an der Universität haben Sie sich ja für Transpersonen eingesetzt. Womit sehen sich denn Trans*-Studie-

«Sexualwissenschaft und Politik sind schwer zu trennen.»

rende im akademischen Umfeld konfrontiert?
 Ich habe mich dafür eingesetzt, aber die Lorbeeren gelten den Trans*-Expertinnen und -Experten, die tatsächlich dann mit den Stellen an der Uni gekämpft und sich durchgesetzt haben. Ich hatte einen jungen Transmann als Klienten, der an der Uni extreme Diskriminierung erlebt hat. Besonders schlimm waren für diese Transperson Prüfungen mit öffentlichen Anwesenheitskontrollen, also mit Namensaufrufen. Als er dort mit seinem weiblichen Vornamen aufgerufen wurde, hat er den Raum verlassen, weil er sich mit diesem Namen nicht identifizieren wollte und vor allem, weil er nicht öffentlich vor den Kolleginnen und Kollegen, mit denen er im Streit war, so angesprochen werden wollte. Die Person erlebte das als öffentliche Demütigung. Das ereignete sich in der Rechtswissenschaftlichen Fakultät. Und die Juristinnen und Juristen haben sich auf den legalistischen Standpunkt gestellt: «Solange dein Name und dein Personenstand nicht geändert sind, wird nichts gemacht.» Ich fragte mich dann: Wenn es geheissen hätte, er möchte Barbie anstatt Barbara genannt werden, hätten sie sich flexibler gezeigt?

Gibt es eine offizielle Policy an der Uni?
 Ja. Es gibt nun ein Dokument, das den Umgang mit Namensänderungen von Transpersonen regelt. Aber dem Unispital fehlt es noch immer an einer offizi-

ellen Policy. Auch in der Ausbildung der Ärztinnen und Ärzte muss Trans* stärker thematisiert werden. Als Medizinstudent habe ich das Thema Trans* eine Stunde behandelt, das Thema Sexualität im Allgemeinen eine Doppelstunde. In sechs Jahren. Meine Kollegen, die in der Somatik sind und tagtäglich mit Körperlichkeit, mit Sexualität und mit Geschlecht zu tun haben, sind einfach auf sich alleine gestellt. Der Staat geht davon aus, dass die das dann schon wissen werden, irgendwie. Und da sind wir wieder beim Kernproblem. Mit dem Geschlecht ist es ein bisschen wie mit dem Geld. Darüber redet man nicht, das hat man einfach. ◇

Zur Person
David Garcia ist Psychiater und Sexualtherapeut. Er war bis im März 2015 Oberarzt am Universitätsspital Zürich, wo er das Gender-Dysphorie-Team leitete. Nun baut er eine ähnliche Stelle in Basel auf. Garcia hat Medizin studiert, war als Student unipolitisch aktiv und hat auch für die ZS geschrieben. Bei den kommenden Nationalratswahlen kandidiert er für die Alternative Liste.

HTW Chur
 Hochschule für Technik und Wirtschaft
 University of Applied Sciences



**Bauingenieur/in
 Architekt/in**

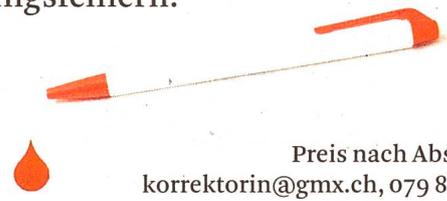
Bau und Gestaltung
 Das einzigartige Bachelor-Studium mit Vertiefungsrichtungen in Bauingenieurwesen und Architektur mit speziellem Fokus auf das Bauen im alpinen Raum.

Weitere Informationen und Anmeldung www.htwchur.ch/bau

Hochschule für Technik und Wirtschaft
 Telefon +41 (0)81 286 24 24
 E-Mail hochschule@htwchur.ch
 FHO Fachhochschule Ostschweiz

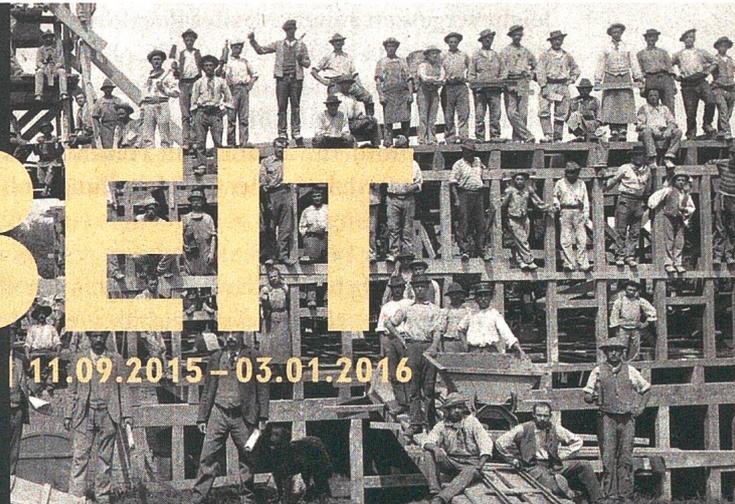
**Auftrags-Killerin
 bzw. Korrektorin ;-)**

befreit deine/Ihre Arbeiten von Rechtschreib-, Grammatik- und Formulierungsfehlern.



Preis nach Absprache.
korrektorin@gmx.ch, 079 822 63 13
www.auftragskillerin.ch
 (Studentin an der Uni Zürich,
 Lektorin der ZS)

**Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERI
 NES NATIONALMUSEUM. MUSÉE
 NATIONAL SUISSE. MUSEO NAZION
 LE SVIZZERO. MUSEU NAZION
 SVIZZER.**



ARBEIT

FOTOGRAFIEEN 1860 – 2015 | 11.09.2015 – 03.01.2016

www.arbeit.landesmuseum.ch **ENGAGEMENT**

RosaRot, ist der Feminismus tot?

Die ZS sagt, was viele denken. Die Redaktion der Zeitschrift RosaRot verteidigt sich.

Ihr habt euch Feminismus und Sozialismus (RosaRot) auf die Fahne geschrieben. Das sind zwei Ideologien, denen doch nur noch verbitterte Alt-68er nachhängen.

Das kann gut sein, dass die Herren der 68er-Bewegung verbittert sind, schliesslich sind sie mittlerweile alt und vielleicht sexuell frustriert – ganz im Gegensatz zu den Altachtundsechzigerinnen! Diese Frauen sind unsere Vorbilder, weil sie sich noch immer aufmüpfig, beweglich, lustvoll und utopisch für ihre Anliegen einsetzen. Im Austausch mit ihnen wird klar, dass heute viele Themen auf struktureller Ebene dieselben sind wie noch vor 50 Jahren. Darum ist Feminismus für uns eine Haltung, die gängige Lebensformen in der kapitalistischen, patriarchalen Gesellschaft hinterfragt und deshalb aktuell ist.

Und am Rande: Die Kombi Feminismus und Sozialismus ist viel älter als die 68er-Bewegung, wie zum Beispiel Clara Zetkin zeigt.

Gender ist heute das Totschlagargument für jeden Unterschied, den es zwischen Frauen und Männern nun mal einfach gibt. Ihr reitet auf einer Welle der geisteswissenschaftlichen Verirrung.

Mit solchen Verirrungen hadern wohl vor allem jene, die allzu sehr auf einer Trennung von Praxis und Theorie beharren. Denkt man die ganze Geschichte zu Ende, wird erkennbar, dass der Begriff «Gender» auch nur versucht, eine Lebensrealität sprachlich zu fassen: Er verweist darauf, dass aufgrund des Geschlechts und der sexuellen Orientierung spezifische Verhaltensweisen erwartet werden, die nicht allen Menschen behagen. Die sprachliche Erfassung dieser Diskrepanz möchten wir um feministische Diskurse erweitern, die im wissenschaftlichen Betrieb leicht vergessen gehen. Mit der RosaRot wollen wir der Vielfalt von kritischen feministischen Ansätzen Raum bieten. Die Schweiz braucht wieder eine lebendige öffentliche Debatte über Sexualität, Geschlechterklischees und Lebensformen. Feminismus ist mehr als Gendertheorie oder Gleichstellungspolitik!

Ihr seid Frauen und schreibt vor allem für Frauen. Damit bestärkt ihr die Heteronormativität, die ihr eigentlich bekämpfen wollt.

Was ist denn daran heteronormativ, wenn wir als Frauen für Frauen schreiben?! Hier ist doch viel eher das sagemunwobene Patriarchat gemeint? Ja, klar wollen wir das bekämpfen: Den Frauen die Welt-HERRschaft, und allen Männern das Schnäbi ab!

Um nochmals auf die Alt-68erinnen zurückzukommen: Mit dem Rot wollen wir deutlich machen, dass wir Feminismus immer auch als Kapitalismuskritik begreifen. Deshalb kann es uns nicht darum gehen, bestehende Machtstrukturen einfach unter umgekehrten Vorzeichen zu reproduzieren. Feminismus ist in diesem Sinne immer auch utopisch, weil wir zusammen mit anderen Menschen versuchen, über das Gewohnte und Bekannte hinauszukommen.◇

RosaRot - Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen

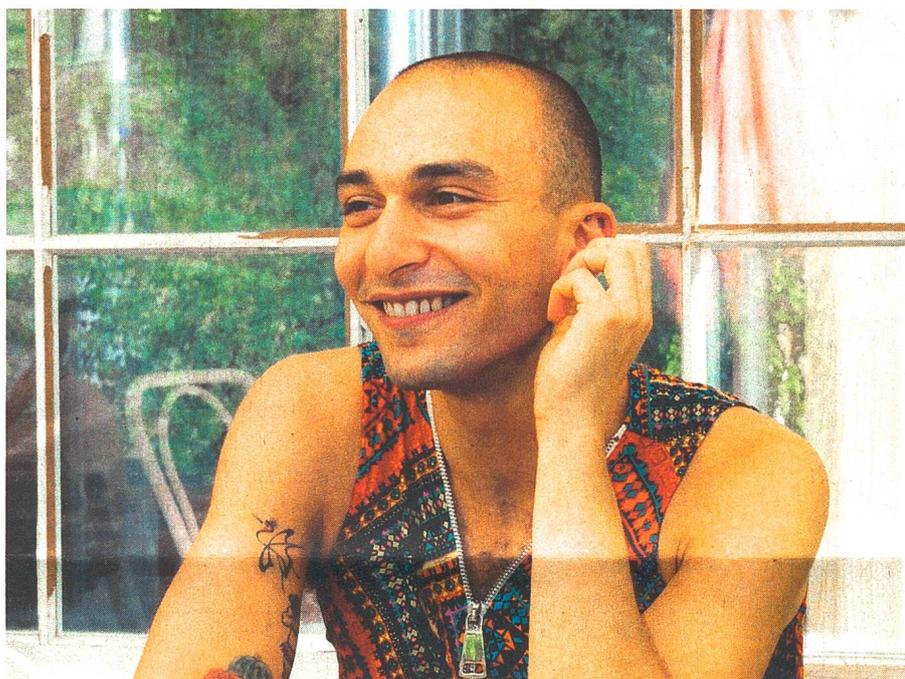
Die Zeitschrift RosaRot will Diskussionsraum für differenzierte Auseinandersetzungen mit feministischen Themen sein. Im Heft werden wissenschaftliche Positionen mit politischem Engagement verbunden. RosaRot reiht sich dabei explizit in die widerständige Frauengeschichte in der Tradition von Rosa Luxemburg und Clara Zetkin ein. Die Zeitschrift wird von Studentinnen der Uni Zürich produziert und erscheint zweimal pro Jahr.



«Geschlecht interessiert mich nicht»

Anestis wurde als Mann sozialisiert – seit er nicht mehr in Geschlechterkategorien denkt, ist er glücklich.

Severin Frohofer (Text) und Nina Fritz (Bild)



Wenn ihm vor die Füße gespuckt wird, spuckt er zurück.

Anestis könnte auch als besonders hipper Hipster durchgehen. Sein Innenarm ist tätowiert, er hat einen Dreitagebart und seine Haare sind millimeterkurz rasiert. Dazu trägt er purpurne Leggings und eine bunt gemusterte Bluse. Aber das wäre viel zu einfach – denn um Ästhetik geht es Anestis nicht. Hinter dem Auftritt verbirgt sich ein jahrelanges Ringen mit Geschlechterrollen.

Als Sohn eines ägyptisch-koptischen Kaufmanns ist Anestis in einem Umfeld aufgewachsen, wo ihm traditionelle Männerrollen vorgelebt wurden. Lange führte er sein Leben, wie es in unserer Gesellschaft von einem jungen Mann erwartet wird. Er trug Männerkleider, war in einer heterosexuellen, monogamen Beziehung, gab sich cool und abgeklärt. «Dabei bin ich ein sehr sensibler Typ», sagt er heute. «Mir wurden diese Stereotypen aufgezwungen.» Über Jahre hinweg war Anes-

tis deprimiert und frustriert. Gleichzeitig kiffte er zehn, fünfzehn Jahre lang durch. Der Bruch kam mit 26, als die Beziehung zu seiner Freundin nach acht Jahren zu Ende ging. «Wer deine Identität wirklich konstituiert, sind jene, die dir am nächsten stehen. Denn sie sagen immer wieder: Du bist doch eigentlich so!» Aber Anestis war nicht «so».

«Transform»

Die Suche nach der eigenen Identität begann mit dem Namenswechsel. Anestis, wie er sich von da an nannte, las Foucault, Haraway und Butler, was ihn dazu inspirierte, in seinem Alltag mit den Geschlechterrollen zu spielen. «So konnte ich für mich Dinge lösen, die vorher nicht in Ordnung waren», sagt er. «Ich glaube auch nicht, dass das bei allen funktioniert hätte.» Anestis würde sich heute weder als Mann noch als Frau bezeichnen. «Trans-

form» treffe es am ehesten. Denn ihm gefällt der Aspekt der Bewegung, dieses Hin und Her. Je nach Situation fühlt er sich in einem stereotypen Geschlechter-Konstrukt wohler, aber identifizieren kann er sich mit keinem. «Ich glaube nicht mehr an diese Trennung in Geschlechter.» Für ihn ist dieses Thema ausgereizt. Mit dem Tragen von Frauenkleidern hat er einen Weg gefunden, seiner Identität Ausdruck zu verleihen.

Keine Conchita Wurst

Entgegen seinen anfänglichen Befürchtungen bekommt er viele Komplimente – viel mehr als früher. Natürlich gibt es auch schwierige Situationen, zumal ihm an der männerdominierten ETH, wo er Geschichte und Philosophie des Wissens studiert, die scheelen Blicke einiger Kommilitonen gewiss sind. Oder neulich, als ihm in der Langstrasse zwei junge Männer demonstrativ vor die Füße gespuckt hatten – da ist er stehen geblieben und hat ihnen auch vor die Füße gespuckt. Aber es gibt eben auch andere Begegnungen. «Als mich in einem Nachtclub ein Besucher mit «Weisst du, ich bin Moslem» ansprach, erwartete ich eine Hasstirade. Aber der Fremde gratulierte mir zu meinem Mut.» Solche Komplimente bedeuten Anestis am meisten; mehr als jene der sogenannten Bildungselite, die sich Toleranz und Offenheit schon a priori auf die Fahne schreibt.

Anestis ist keine Conchita Wurst, keine Kunstfigur. Es geht ihm nicht darum, zu provozieren oder «Zeichen zu setzen» oder «die Kategorien Mann und Frau zu verhandeln» – sondern darum, einen Weg gefunden zu haben, den «suure Stei», den er früher im Gesicht trug, loszuwerden und glücklicher zu leben. Was er zwischen den Beinen trägt, ist ihm dabei herzlich egal. ♦

Jagoda Petrović (46), ZFV-Mitarbeiterin
«Ich bin seit 13 Jahren hier und habe Generationen von Studierenden erlebt, habe gesehen, wie sie erwachsen wurden. Sie sind wie meine Kinder. Ich würde ihnen gerne sagen, dass sie weniger nervös sein sollen. Bei manchen zittern sogar die Hände. Mir fällt da ein Junge ein, der vor etwa fünf Jahren hier studiert hat. Anfangs war er fröhlich, hatte immer ein Lächeln auf den Lippen. Plötzlich war das Lächeln verschwunden, er war mürrisch und nervös. Das merkt man leider einer Mehrheit hier an. Im Semester ist es hier voller Leute, doch niemand lacht. Hier sollte doch Gelächter herrschen, eine ausgelassene Stimmung. Ihr solltet euch krümmen vor Lachen und das Leben geniessen!» [jum]

Bild: Anna Dettwiler



Terrassenwohnungen sind des Teufels — Ein paar zu gross bemessene Wohnungen, diagonal versetzt übereinandergestapelt und an einen Südhang geklebt, dort, wo die Steuern wunderbar tief, die Geländewagen dafür umso massiver sind. Das Resultat: Hänge aus Beton mit Geranien-Sprenkeln, dicke Grillluft, undurchsichtige Buchsbaumhecken. Wäh!

Terrassenwohnungen sind die räumliche Materialisierung eines typisch helvetischen Missverständnisses. Weil Herr und Frau Schweizer in der Tagesschau vom Hüslikrebs und der Zerstörung der schönen Landschaft gehört haben, kaufen sie sich nämlich kein Haus im Grünen mehr. Aber weil sie nicht auf das Einfamilienhüsli-Feeling verzichten wollen, ziehen sie in die Terrassenwohnung. Mit direktem Autobahnanschluss. Und auf den Betonplatten des überdimensionierten Aussenraums wächst erst noch kein Unkraut!

Vergessen geht dabei, dass gelungenes verdichtetes Bauen und Wohnen viel mit Zusammenleben zu tun hat. Man könnte sich auch eine grosse Terrasse mit dem Nachbarn teilen, statt nur dessen Glatze von oben zu betrachten. Die Kinder könnten miteinander spielen, die Cervelats nebeneinander brutzeln, die Hecken würden im Turnus getrimmt, alles mit Aussicht auf die grasenden Kühe auf den unbebauten Wiesen rundherum. Aber nein: Man will die Welt zwar schon ein bisschen retten, aber dabei soll bitteschön lieber alles beim Alten bleiben. Und die Glatze des Nachbarn mindestens ein Stockwerk tiefer.

Laura Cassani

Wir verteuflern, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.

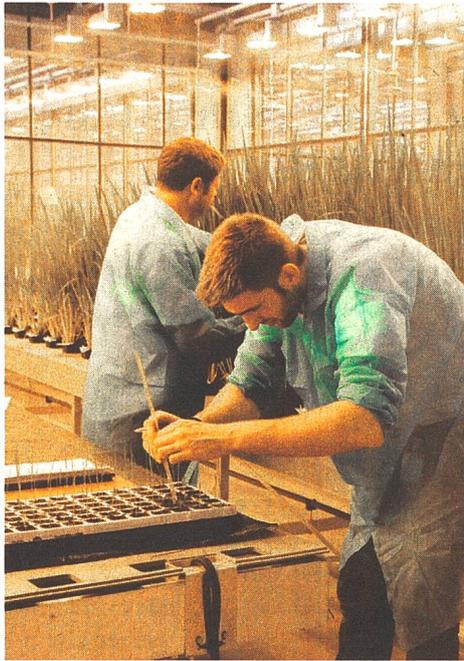


Ich leide, also bin ich

Ashley Frangipane stellte Videos von sich auf YouTube und Bilder auf Tumblr – so wurde sie zum Social-Media-Phänomen. Dann legte sie sich das Pseudonym «Halsey» zu, nahm fünf Kilo ab und schaffte 2014 den Durchbruch mit dem Song «Ghost». Nun erscheint ihr Debütalbum «Badlands». Um sich von anderen Elektropop-Girls abzuheben, versucht sie sich als Gesamtkunstwerk zu inszenieren. Sie wechselt ständig ihre Haarfarbe (zurzeit türkisblau), hat Tattoos und beschreibt sich als «biracial, bisexual and bipolar». Nach 40 Minuten «Badlands» wird leider schmerzlich bewusst, dass Ashley nicht so «bad» ist, wie der Albumtitel suggeriert. Der Opener «Castles» ist düster und erinnert an Banks – nur ohne die fesselnde Stimme, dafür mit Kirchengesang. In «Colors» unterbricht sie den aus drei sich wiederholenden Wörtern bestehenden, schallenden Chorus «Everything is Blue» nur, um weitere drei Zeilen gesprochener Poesie kundzutun.

Im nächsten Song besingt sie leere Pools und kupfert mit Lyrics wie «I'm the king and you're the queen» bei Lorde ab. In «Coming Down» können auch die Scheibenwischergeräusche nicht von ihren textlich bedeutungslosen und musikalisch schwach produzierten Songs ablenken. Insgesamt wirkt ihr Erstling gewollt und zu früh in ihrer Karriere. Obwohl die meisten Tracks wie Füller wirken, gibt es doch Hoffnungsmomente. Denn Ashley meint es eigentlich nur gut. Sie will Tabus brechen, rebellisch wirken, also rasiert sie sich die langen Haare kurz vorm Albumrelease und redet in jedem Interview über ihre psychischen Probleme und Sexualität. Doch die Hoffnung stirbt in diesem Fall zuerst. In der Autotune-Hymne «New Americana» singt sie die vielzitierten Lyrics «High on legal marijuana / Raised on Biggie and Nirvana / We're the new Americana». Sie ist nicht die Lena Dunham des Pop, aber sie ist das Aushängeschild für eine Generation, die Social Media dazu nutzt, zu zeigen, wie sehr sie leidet. «Cogito ergo sum» wird hier zu «patior ergo sum». Ich leide, also bin ich. [jum]

Halsey: «Badlands» (2015)
Astralwerks/Capitol



Brot für alle – auch für 10 Milliarden?

Es gibt ja dieses Spiel: Acht Leute springen um sieben Stühle herum, und wenn die Musik aufhört, suchen sich alle schnellstmöglich einen Platz. Jemand geht leer aus. In der realen Welt ist es zurzeit ähnlich. Nur wird nicht um leere Stühle gekämpft, sondern um volle Teller. Von acht Menschen füllen sieben ihren Bauch, einer bleibt hungrig. Wie wird es wohl Mitte des 21. Jahrhunderts aussehen, wenn auf der Erde schätzungsweise zehn Milliarden Menschen leben? Der Regisseur Valentin Thurn, der bereits mit dem Film «Taste the Waste» im Jahr 2011 eine grosse Debatte über Lebensmittelabfälle ausgelöst hatte, ist um die Welt gereist, um uns davon zu erzählen.

In seinem Film interviewt er unterschiedlichste Menschen, von denen die einen auf dem brachen Acker, die anderen hinter einem teuren Bürotisch wirken. Da ist ein Manager von Bayer, der Firma, welche die meisten Patente auf Saatgut hält. Saatgut, das im Labor gezüchtet wird und in Zukunft ein Mehrfaches der bisherigen Getreideerträge erbringen soll. Da sind Forscher aus Japan, die ein Projekt vorstellen, bei dem in einer riesigen Halle Salat wächst. Schichtenweise, quasi steril und ohne Sonnenlicht. Thurn spricht mit Fischzüchtern, die ein Gen im Pazifik-Lachs künstlich mutieren, sodass die quirligen Jungfische innert kürzester Zeit zu dicken, schwerfälligen Brocken heranwachsen.

Dies sind nur einige der Personen, mit denen der Regisseur auf seiner Reise entlang der Nahrungsproduktionskette Bekanntschaft macht. Doch sie alle gleichen sich in einem wesentlichen Punkt: Sie berichten, die Lösung für das grosse Ernährungsproblem der Menschen gefunden zu haben, eine Erfindung aus dem eigenen Hause, um alle satt zu machen. Und als Zuschauer hätte ich schon fast genickt und gedacht: Huch, dann kommt ja alles gut. Wäre da nicht jeweils die Off-Stimme, die lakonisch

und in sanftem Ton einen existenziellen Widerspruch bemerkt: Was nützt genetisch verändertes Saatgut für Reis, der zwar doppelt so schnell wächst, aber nicht wie lokale Reissorten an Dürren und Überschwemmungen angepasst ist? Eine kleine Frage, welche die gesamte Legitimität eines Projekts untergräbt.

Im Verlauf des Films werden aber auch zahlreiche Kleinprojekte vorgestellt und gelobt. Ob «urban gardening» oder einsame Reisfelder, autark lebende Hofkommunen oder Biobauern mit Kleinhandel. Nichts, das man noch nie gesehen oder zumindest gehört hätte. Und doch auf eine Art inspirierend und mit frischem Charme.

Auch wenn sich der Dokumentarfilm durch eine professionelle Sachlichkeit auszeichnet; am Ende des Streifens fühlt man sich belebt und mit einer allgemeinen Zuversicht erfüllt, als hätte er ein Happy End. Vielleicht, weil man etwas feststellt, was man sich in der heutigen globalisierten und technischen Welt bereits aus dem Kopf geschlagen hat: Dass die lokal überschaubare, behutsame und – man könnte fast sagen: romantische – Art des Wirtschaftens nicht nur als Bild auf Verpackungen und Werbeplakaten gut ankommt, sondern für die Zukunft der Nahrungsgewinnung tatsächlich das effizienteste Modell ist. [ban]

Valentin Thurn: 10 Milliarden – Wie werden wir alle satt? Dokumentarfilm. Trigon 2015. 107 Minuten. Kinostart: 24.9.



Improvisierter Klamauk

Das Theater mit all seinen aufwändigen Kostümen, Bühnenbildern und Requisiten ist eine Scheinwelt, die das Publikum dazu einlädt, die Realität zu vergessen. Das Improvisationstheater hingegen kommt mit weitaus weniger aus und schafft es gerade wegen der fehlenden vierten Wand, das Publikum abzuholen und zu begeistern. Und der Theatersport hat mit seinem kompetitiven Charakter seinen besonderen Reiz.

Das Eidgenössische Improvisationstheater (EIT) lieferte sich am 2. September im Kaufleuten ein fulminantes Duell mit seinem deutschen Pendant Hidden Shakespeare aus Hamburg. Das Prinzip ist simpel: Das Publikum macht das Programm. Im ersten Teil beschliessen die zwei rivalisierenden Ensembles, gemeinsam zu spielen, und inszenieren, ganz nach dem Wunsch des Publikums, eine Liebesgeschichte. Nichts ist gescrripted, es gibt keine Kostüme oder Requisiten. Die Darstellenden werden lediglich von einem Pianisten begleitet, der es versteht, die Musik der Spielentwicklung anzupassen. Gebannt verfolgt das Publikum die unvorhersehbaren, weil wirklich spontanen, Wendungen. Mit beeindruckender Harmonie und Authentizität spinnen die Schauspielerinnen und Schauspieler so eine tragisch endende Romanze.

In der zweiten Hälfte des Abends treten die Teams in verschiedenen Disziplinen gegeneinander an. Hierfür werden Stichworte aus dem Publikum aufgenommen, um so aus dem Stegreif Szenen zu kreieren. Das Ganze wird durch spezielle Regeln, wie zum Beispiel den Verzicht auf Artikel, erschwert, was für urkomische Dialoge und Handlungen sorgt. Nach jedem Szenenabtausch wird bestimmt, wer gewonnen hat.

Obwohl es zwischenzeitlich knapp wird, sind die Deutschen sportlich einmal mehr überlegen und entscheiden den Match für sich. Dem Schweizer Publikum ist die Niederlage hingegen egal, während es mit Bauchschmerzen vor Lachen aus dem Saal wankt. [aga]

Das EIT spielt am 23.9., 8.10., 9.11., 18.11. gegen verschiedene Teams abwechselnd im Kaufleuten und im Miller's Studio.

Die Bestsellerwerkstatt

Das Literaturinstitut Biel lehrt seine Studierenden das Handwerk. Kann man Schreiben lernen?

Adelina Gashi, Basil Noser (Text) und Eva Lanter (Bild)

«Wir können nur an Texten,
nicht an Personen arbeiten.»

Zwei abgewetzte Biedermeiersessel, ein rundes, schmuckes Holztischchen, Stuckaturen an Wand und Decke. Vielleicht stellt sich mancher so das Schreibzimmer eines bekannten Literaten vor.

Hier ist jedoch die Rede vom Eingangsbereich des Schweizerischen Literaturinstituts in Biel. Umgeben von einem lieblich gepflegten grünen Park, in der Villa eines ehemaligen Bieler Uhrenfabrikanten, schleifen angehende Autorinnen und Autoren an ihren Texten.

«Bachelor in Literarischem Schreiben» heisst der seit 2006 bestehende und schweizweit bislang einzigartige Studiengang. Dass es ein Privileg ist, hier studieren zu dürfen, belegen die Zahlen:

Von jährlich knapp hundert Bewerbungen werden jeweils 15 angenommen. Selektioniert wird hauptsächlich anhand der eingereichten Texte.

Kurzgeschichten, Gedichte, Romanentwürfe, Theater Szenen. 20 Seiten aus der eigenen Feder.

Qualität vor Geschmack

Marie Caffari, die Leiterin des Instituts, erläutert: «Bei der Bewertung der Texte zählt nicht, ob sie den Mitgliedern der Kommission gefallen, sondern ob in ihnen literarische Qualitäten zu finden sind.» Konkret bedeutet dies, dass eine Geschichte kohärent und in sich stimmig ist. Ob die Schreibenden dabei den Fokus auf minutiöse Beschreibungen von Schauplätzen, auf die Sprache von Figuren oder auf Rhythmus legen, ist ihnen freigestellt.

Die angehenden Studierenden müssen zudem bereit sein, an und mit ihren

Texten zu arbeiten. Dies erfordere eine gewisse Distanz zum Geschriebenen, so Caffari. «Es ist nichts falsch daran, für sich selbst zu schreiben und Texte sehr nah an sich zu haben. Nur können wir nicht an einer Person arbeiten.»

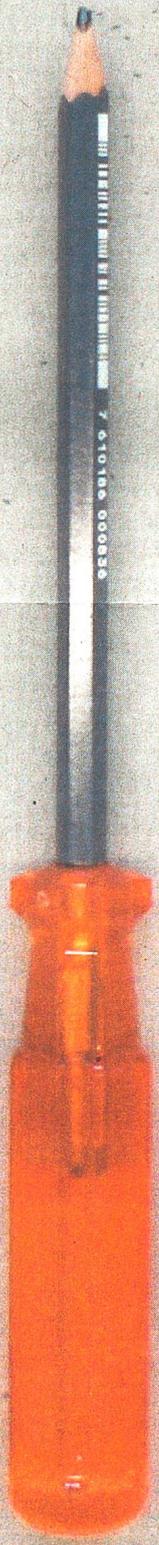
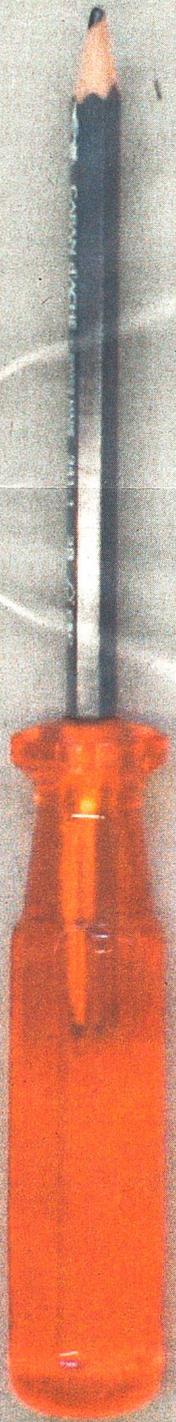
Schreiben ist lernbar

Wer ist er also, der typische Student, die typische Studentin am Literaturinstitut? Eine Schnittmenge von Eigenschaften zu finden, ist kaum möglich. Jung und alt, Herkunft und Werdegang jeglicher Art. Es gibt ihn nicht, *den* zukünftigen Schriftsteller; *die* Bestsellerautorin von morgen. Das einzige Merkmal, das von allen geteilt wird, ist die Motivation, zu schreiben. Denn das Schreiben soll keine Nebenbeschäftigung sein, sondern als Berufung wahrgenommen werden, sagt die Leiterin der Schule. Das Institut setzt zwar eine gewisse Grundbegabung voraus, aber das Credo lautet: Schreiben ist lernbar.

Anderer Meinung ist da der Autor Thomas Meyer, dessen Debütroman «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» sich bisher über 80'000 Mal verkauft hat. Schreiben setze Talent, Fleiss und eine gewisse Obsession voraus, findet er. «Das sind angeborene Eigenschaften.» Handwerklich gebe es durchaus Aspekte, die lernbar seien – «aber eine Schule ist kein Ersatz für Talent, und ich denke, wahres Talent schult sich letztlich selbst.»

Motor für Schreibprozesse

An der Schule dürfen nur Autorinnen und Autoren lehren. Eine von ihnen ist Regina Dürig. Die Dozentin und Studiengangsassistentin hat 2009 ihren Bachelor in «Literarischem Schreiben» abgeschlossen und beschreibt ihre Zeit am Literaturinstitut heute als wegweisend. Erst durch die Diskussionen hier habe sie gelernt, verschie-



dene Perspektiven einzunehmen und Geschichten für ein breiteres Publikum zugänglich zu machen. «Das Studium hat sich wie ein Motor auf meinen Schreibprozess ausgewirkt», sagt die Autorin, die mittlerweile einige erfolgreiche Texte publiziert hat.

Hohe Erfolgsquote

Dürig ist nicht die einzige Abgängerin, die in der Lage war, ihre Werke zu veröffentlichen: Auch die Senkrechtstarter Arno Camenisch und Michael Fehr gehören zu ihnen. Möglichst viele Autoren und Autorinnen auf den Markt zu bringen, sei aber nicht der Zweck des Instituts, sagt Leiterin Cattari.

Schaut man sich jedoch die Liste der Bücher an, die in den letzten Jahren mit dem Schweizer Buchpreis ausgezeichnet wurden, drängt sich der Verdacht auf, dass das Institut nicht nur an den Schreibqualitäten seiner Studierenden feilt, sondern auch deren «Networking»-Kompetenzen fördert. Die Literaturszene der Schweiz ist zwar überschaubar, dennoch ist man versucht, bei einer solchen Verandelung von Klientelismus zu sprechen: Institutsleiterin Cattari sitzt selbst in der Jury des Buchpreises, die Preisträger-

in von 2015, Noëlle Revaz, doziert in Biel und ehemalige Gewinner wie Guy Krneta wurden schon als Gastdozenten engagiert. Thomas Meyer, der auch ohne BA aus Biel Preise gewinnt, erklärt sich das Bieler Phänomen wie folgt: «Viele Bieler Autoren sind erfolgreich, das erzeugt den Eindruck, Biel mache automatisch erfolgreich, was wiederum auf künftige Bieler Autoren karrierefördernd wirken wird. Hier operiert eine Form der selbsterfüllenden Prophezeiung. Warum ich ohne Bieler Abschluss trotzdem Erfolg habe, muss in Biel beurteilt werden.»

Kein Schutzschild

Obwohl das Institut angehende Autorinnen und Autoren mit den besten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Schreibkarriere ausstattet, fühlen sich nicht alle wohl an der Schule. Durch die familiäre Atmosphäre ist der Schutzschild der Anonymität beinahe aufgehoben.

Ein ehemaliger Student erinnert sich an die Zusammenarbeit mit seinem Mentor. Die Kritik an seiner Arbeit war oft vernichtend. Manchmal sei sie auch äusserst persönlich geworden. «Von einem Dozenten, der einen eigentlich fördern sollte, regel-

mässig zu hören, dass man nicht genügt, das geht mit der Zeit an die Substanz.»

So enge Betreuungsverhältnisse zwischen Lehrenden und Studierenden, wie sie in Biel gepflegt werden, bedürfen einer besonderen Feinfühligkeit von Seiten der Mentorinnen und Mentoren. Der Student sagt jedoch, dass er sich während einiger Treffen mit seinem Betreuer äusserst unwohl gefühlt habe – da es diesem offenbar an Einfühlungsvermögen fehlte.

Texte gedeihen

Trotz dieser negativen Einschätzung des Bieler Systems durch den Ehemaligen ist festzuhalten: Es gibt wenige Studierende, die das Studium am Literaturinstitut abbrechen oder nicht bestehen. Hört man der Leiterin Cattari zu, bekommt man nicht den Eindruck, dass die Schule Druck aufbauen möchte.

Vielmehr soll den Studierenden ein Raum gegeben werden, in welchem sie viel und intensiv schreiben, in welchem Texte gedeihen und Fragen beantwortet werden können, so Cattari. Ob am Ende der Entschluss feststeht, weiter zu schreiben und Bücher zu publizieren oder komplett neue Wege einzuschlagen, das gelte es herauszufinden.◇

The ideal preparation for an exciting career in health...

Master in Health Sciences



- In-depth knowledge of health, functioning and disability
- Approach to health from a comprehensive and interdisciplinary perspective
- A new dimension for research, health service provision and healthcare management
- Internship in a research environment

You can focus on an area of your interest:

- Health Communication
- Health Behavior and Management
- Health Economics and Health Policy
- Health Services Research
- Research Methods



LOOK FOR US AT:

www.master-healthsciences.ch



digitec.ch

Mobiltelefone inkl. Abo

Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Onlineshop unter www.digitec.ch – digitec@digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz

Schliesse jetzt dein
Mobile-Abo bei digitec
ab und profitiere von
Toppreisen aufs Handy.

Salt.



Sunrise

 **swisscom**

Ein Teil von

GENERATION M



MIGROS
UMWELTPREIS
2015

Bringen Sie Ihre Abschlussarbeit zum Blühen.

Jetzt abgeschlossene Bachelor- oder Masterarbeit im Bereich Umwelt- und Klimaschutz in der Wertschöpfungskette einreichen und bis zu 10 000 Franken gewinnen:
www.generation-m.ch/umweltpreis

MIGROS
Ein M nachhaltiger.